Ueber die Richtigkeit und Rechtschreibung der Teutschen Sprache

einige Bemerkungen

vom
geheimen Justitzrath Pütter
zu Göttingen.

Göttingen,
im Verlag der Wittwe Vandenhoeck 1780.

Vorrede.

Seit vielen Jahren hat es einen Theil meines Berufes ausgemacht, daß angehende Rechtsgelehrte unter meiner Anleitung sowohl in mündlichen Vorträgen als schriftlichen Ausarbeitungen von allerley Gattungen, wie sie einem Rechtsgelehrten in der Praxi vorkommen können, sich üben. Weil hiebey auf die Richtigkeit des Ausdrucks in der Sprache, worinn man spricht oder schreibt, oft eben so viel als auf die Materie selbst ankömmt; so habe ich in der Anleitung zur juristischen Praxi, wie ich sie zum Gebrauche in meinen practischen Lehrstunden zuerst 1753. herausgegeben, schon etwas davon einfliessen lassen, und insonderheit in Ansehung der Rechtschreibung den Mittelweg empfohlen, daß man weder zu altfränkisch noch zu neumodisch schreiben, weder einer eigenmächtig angenommenen Theorie zuviel nachgeben, noch durch blosse ältere Gewohnheit sich von neuen geprüften Verbesserungen abhalten lassen möchte. Hernach habe ich unter den Zugaben, die ich 1759. der zweyten Ausgabe dieses Buches als dessen zweyten Theil beygefüget, eine eigne Zugabe der Orthographie und Richtigkeit der Sprache gewidmet, und darinn die Grundsätze derselben etwas ausführlicher und bestimmter vorgetragen. Seit der Zeit habe ich aber in einem Verlaufe von zwanzig Jahren, und insonderheit nur erst seit wenigen Jahren, wieder so viele Abweichungen in den mir gelieferten Schriften gefunden, daß ich es für Pflicht gehalten habe, noch einmal darüber nachzudenken, und sowohl denen, die sich meiner Anleitung zur juristischen Praxi bedienen, als einem jeden, der es der Mühe werth findet, um die Richtigkeit unserer Sprache und ihrer Rechtschreibung sich zu bekümmern, einige nähere Bemerkungen über die dabey zu befolgenden Grundsätze, worinn das gelehrte Teutschland jetzt weniger, als jemals, einig ist, vorzulegen.

Die Sache an sich ist zu trocken, als daß sie dem, der davon schreibt, oder dem, der Schriften davon lieset, grosses Vergnügen gewähren sollte.

Indem ich beiderley Erfahrung mehr als einmal gemacht habe, hat mich nur das oft getröstet, daß es doch keine unnütze Arbeit ist, sich um die Richtigkeit seiner Sprache zu bekümmern, und daß insonderheit Rechtsgelehrte in vielerley Betrachte noch weniger, als andere, dabey gleichgültig seyn können. In Gesetzen, Privilegien, Testamenten, oder Friedensschlüssen, Vergleichen, und anderen Verträgen, zu deren Abfassung doch meist nur juristische Federn gebraucht werden, kann oft der unrichtige Gebrauch eines Wortes oder eine Unbestimmtheit, die im Mangel der Sprachkenntniß ihren Grund hat, in der Folge solche Streitigkeiten über die richtige Auslegung solcher Aufsätze veranlassen, daß das Schicksal ganzer Länder und Familien davon abhänget. Wie unverzeihlich wäre es also, wenn Rechtsgelehrte nicht an der Cultur ihrer Sprache Theil nehmen wollten? Aber, wenn das geschieht, wäre es doch auch wohl billig, daß, wo es über diesen Gegenstand um Sammlung der Stimmen im Teutschen Gelehrtenstaate gilt, der juristische Theil desselben wenigstens nicht ganz übergangen oder zurückgesetzt werden sollte.

Nach der ganz unbeschränkten Freyheit, deren sich das gelehrte Teutschland vorzüglich in diesem Fache zu erfreuen hat, ist es nicht zu bewundern, wenn fast jeder Schriftsteller sich seiner Unabhängigkeit bedient, um nur nach seiner Gewohnheit oder nach seinen Begriffen, die er sich von der Richtigkeit der Sprache macht, zu schreiben; oder wenn auch solche, die als Lehrer oder Verbesserer der Sprache auftreten, ganz entgegengesetzte Grundsätze aufstellen. Hier gilt es nun eigentlich darum, nicht sowohl neue Regeln zu machen oder auch nur Verbesserungen der Sprache in Vorschlag zu bringen, als vielmehr nur unpartheyisch nachzuforschen, welche von den verschiedenen Grundsätzen oder Vorschlägen, die jetzt mit so ungleichem Erfolge in Teutschland befolget werden, nach dem wahren eigenthümlichen Gange unserer Sprache die richtigsten und befolgenswürdigsten seyn möchten. Man stößt oft auf so entgegengesetzte Abwege, daß es beynahe in die Augen fällt, daß nur ein gewisser Mittelweg der richtige sey. Manchen nur einseitig

behaupte-

behaupteten Sätzen kann es wenigstens ein ander Ansehen geben, wenn man sie auch einmal von einer andern Seite in einem andern Lichte zeiget. Oder wo zu Zeiten der Ausschlag auf jeder Seite zweifelhaft ist, sind allenfalls auch Versuche durch gewisse Mittelwege oder Vorschläge zur Nachgiebigkeit auf dieser oder jener Seite eine Vereinigung zu bewirken nicht ganz verwerflich.

Möchten nur diejenigen, denen der erste Unterricht der Jugend anvertrauet ist, sich nicht die Mühe verdriessen lassen, auf die Richtigkeit unserer vaterländischen Sprache mehr Fleiß zu wenden, und doch nicht jeder Neuerung zu leicht nachgeben! Möchten doch Schriftsteller oder Herausgeber anderer Schriften, je mehr sie sich Leser versprechen können, desto sorgfältiger erwegen, was sie durch Abweichungen in der Rechtschreibung für Unheil und Verwirrung anrichten, ohne doch allgemeinen Beyfall und durchgängige Befolgung auch nur hoffen zu dürfen! Wer auch seiner Einsicht nach würkliche Verbesserungen der Sprache in Gang zu bringen glaubt, sollte doch billig vorher erst seine Vorschläge mit Gründen unterstützt bekannt machen, und das Publicum erst darüber urtheilen lassen, da sich bald finden würde, wo gegründeter Beyfall zu hoffen sey oder nicht. Bey der grossen Menge gelehrter Zeitungen, wöchentlicher Anzeigen, monathlicher und anderer periodischen Schriften, die wir jetzt haben, gibt es Gelegenheit genug, sowohl solche Vorschläge oder Anfragen ins Publicum zu bringen als auch die Stimmen unserer Nation darüber zu sammlen. Verdienstlich ist es hingegen, wenn bey Anzeigen neuer Schriften sowohl Fehler wider die Richtigkeit der Sprache als eigenmächtige Neuerungen in der Rechtschreibung fleissig gerüget und zu recht gewiesen werden. Vorzüglich sollten Schriften, die ganz eigentlich für die Jugend bestimmt sind, wenigstens von Sprachfehlern und ungebilligten Neuerungen frey seyn. Auch bey neuen Abdrücken von Bibeln, oder bey neu herauszugebenden Gesangbüchern, Catechismen, Gesetzbüchern, Landesordnungen, Schulbüchern, Calendern, wöchentlichen Anzeigen, Zeitungen und anderen periodischen Schriften sollte auf die Richtigkeit der Sprache und auf Gleichförmigkeit in

der Rechtschreibung nach geprüften Grundsätzen mehr Fleiß gewandt werden, als bisher gewöhnlich gewesen ist. So würde sowohl des Uebelstandes in dem so sehr überhand nehmenden Mangel der Gleichförmigkeit als der Schwierigkeiten in der Sache selbst bald immer weniger werden.

Dürfte ich noch einen Wunsch hinzufügen, dem nur die Verwandtschaft der Materie hier seine Stelle rechtfertigen kann, so wäre es dieser, daß man in unsern so pädagogischen Zeiten beym ersten Unterricht der Jugend doch auf gute und leserliche Hände mehr Bedacht nehmen möge. Bey der häufigen Gelegenheit, die ich täglich habe, vielerley Hände hiesiger Studierenden aus so verschiedenen Gegenden zu sehen, kann ich nicht rühmen, daß seit der Zeit, da man mehr, als zuvor, von Pädagogik schreibt und spricht, auch mehr gute Hände zum Vorschein kämen. Ich müßte mich sehr irren, oder ich glaube vielmehr das Gegentheil wahrzunehmen. Vielleicht steht es gar in einigem Zusammenhange, daß man die Jugend jetzt eher zu Realitäten anzuführen vermeynt, und die Mühe, eine gute Hand schreiben zu lernen, darüber ekelhaft wird. Zu wünschen wäre es, daß man auch über ein Muster guter Hand in Teutschland gleichförmiger denken möchte. Ein Hauptgrundsatz muß allemal dahin gehen, daß immer zwischen zwey Zeilen eine gerade Linie gezogen werden kann, ohne Buchstaben derselben zu durchschneiden, und daß ein jeder Buchstabe so bestimmt gezeichnet werde, daß er nie mit einem andern verwechselt werden könne. Sonst sind immer von Zeit zu Zeit solche Vorfälle zu erwarten, wie man Beyspiele von Abschriften oder Abdrücken hat, da aus unleserlich geschriebenen Conceptten diejenigen Räthe in die jungen Räthe, vielfältige Berichte in einfältige Berichte, verwandelt worden war, oder wie noch vor kurzem eine Stelle in den Zeitungen, wo es von der See an der Portugiesischen Küste hieß: "Diese Sta„tion, die in vorigen Zeiten eine der besten gewesen, „sey jetzt die schlechteste," durch Verwechselung des Worts Station mit Nation einen Zeitungsschreiber in nicht geringe Verlegenheit setzte.

Göttingen den 12. Apr. 1780.

Johann Stephan Pütter.

Inhalt.

Einleitung S. 1.

I. Ueber die Grundsätze, wornach die Richtigkeit und Rechtschreibung der Sprache zu bestimmen ist, überhaupt S. 8.

1. Vom Sprachgebrauche S. 8.
2. Von der Regelmässigkeit einer Sprache und dem Verhältnisse zwischen Regeln und Ausnahmen S. 23.
3. Von der Etymologie oder Ableitung der Wörter von ihrem Stamme S. 25.
4. Von der Analogie oder Vergleichung ähnlicher Wörter S. 31.
5. Von der Nothwendigkeit, gleichlautende Worte im Schreiben zu unterscheiden S. 35.
6. Von der Aussprache S. 37.
7. Vom Grundsatze der Spahrsamkeit im Schreiben S. 42.
8. Von der Absicht, die Sprache leichter zu machen, als Grundsatz der Rechtschreibung betrachtet, S. 44.

II. Einige besondere Bemerkungen

1. Vom Nutzen der Nachforschung des Stammworts und der dazu gehörigen Wurzelbuchstaben S. 48.
2. Von doppelten Buchstaben in Stammwörtern S. 51.
3. Von doppelten Buchstaben in zusammengesetzten Wörtern S. 57.
4. Von den verschiedenen Arten, ſ und f einfach und verdoppelt zu schreiben S. 58.
5. Von der Art und Weise mehrere Worte in eines zu ziehen, mit oder ohne Verbindungsstriche S. 60.
6. Von ck und tz S. 62.
7. Von Verwandelung der Endbuchstaben in Wörtern, die wir aus fremden Sprachen aufgenommen haben S. 63.

8. Von

8. Von richtigem oder übertriebenem Gebrauche des k oder z S. 66.
9. Von unrichtiger Verwechselung einiger anderen Mitlauter, als des g und ch, f und v, f und ph, f und pf, d und t, t und th, x und chs S. 79.
10. Von der unterschiedenen Aussprache der Selbstlauter, und wie solche im Schreiben bemerklich gemacht wird S. 87.
11. Von den Doppellautern ä, ö, ü, S. 91.
12. Vom y S. 94.
13. Von einigen leicht zu verwechselnden Selbstlautern oder Doppellautern S. 97.
14. Von Decliniren und Conjugiren S. 98.
15. Von Aufnahme oder Vertauschung fremder Wörter S. 107.
16. Von eignen Namen der Länder oder Völker S. 111.
17. Von grossen oder kleinen Anfangsbuchstaben S. 113.
18. Von zusammengesetzten oder verlängerten Wörtern in der Mitte mit oder ohne s S. 114.
19. Vom Fällen, da der Artikel der, die, das, wegbleiben kann S. 116.
20. Von Gebrauche der so genannten Courtoisien in der dritten Person S. 118.

Wenn es nicht schon durch die Geschichte mehrerer Völker bewährt wäre, daß ihre Aufklärung in Künsten und Wissenschaften und eine grössere Vollkommenheit ihrer Sprachen einander die Hände zu bieten, und mit ziemlich gleichen Schritten zu steigen oder zu fallen pflegten; so könnte die Teutsche Litteratur des XVIII Jahrhunderts alleine davon zu einem laut redenden Beyspiele dienen. Seit dreyßig bis vierzig Jahren ist es fast in allen Theilen der Gelehrsamkeit recht merklich geworden, was Leibnitz, Wolf, Mosheim, Haller, Mascov, Bünau, Strube, Gellert, Rabener, Hagedorn, und andere zum Theil noch lebende Männer für Veränderungen in der Teutschen Litteratur hervorgebracht haben. Von eben der Zeit her hat auch die Teutsche Sprache in ihrer Cultur so viel gewonnen, daß jedem aufmerksamen Leser Teutscher Schriften, die

vor oder nach dieser Zeit geschrieben sind, der Unterschied nicht unbemerkt bleiben kann. Selbst das letzte Viertel unsers Jahrhunderts scheinet noch recht dazu bestimmt zu seyn, unsere Sprache in Ausdrücken und Wendungen noch immer reichhaltiger zu machen, und die Vorzüge, worinn sie schon mit andern wetteifern kann, noch zu höherer Vollkommenheit zu bringen.

Wenn aber zur Vollkommenheit einer Sprache auch eine gewisse Festigkeit und Gleichförmigkeit in Grundsätzen über die Richtigkeit derselben und über ihre Rechtschreibung gehöret; so ist die Teutsche Sprache in Vergleichung gegen andere lebende Sprachen in diesem Stücke nicht nur bisher noch merklich zurückgeblieben, sondern nach demjenigen zu urtheilen, was nur seit wenigen Jahren wahrzunehmen gewesen ist, scheinen jene Grundsätze bey vielen eher wankender als fester zu werden, und die Hoffnung zu mehrerer Gleichförmigkeit in der Rechtschreibung scheint sich beynahe je länger je mehr zu entfernen.

Kaum werden es noch zwanzig Jahre seyn, als man in ganz Teutschland Churfürst und Cammergericht schrieb. Jetzt wird schon häufig, und selbst in einigen Canzleyen, Kurfürst und Kammergericht geschrieben. Aber weit ist es doch noch entfernt, daß alle Schriftsteller und alle Canzleyen diese Schreibart angenommen hätten,

oder

oder daß auch nur mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen wäre, daß diese Schreibart allgemein werden möchte.

Noch im Jahre 1778. schrieb ganz Teutschland ohne Ausnahme die, dieser, viel, wie; nicht di, dise, vil, wi. Jetzt fängt man schon an, ganze Bücher mit Weglassung des e hinter dem i drucken zu lassen, und selbst die Jugend zu dieser neuen Schreibart anzuführen.

Ich will noch unentschieden lassen, ob diese und andere neue Vorschläge zur Aenderung unserer bisherigen Rechtschreibung an sich gegründet sind, oder nicht. Nur das muß doch ein jeder zugeben, daß, wenn für Neuerungen in der Rechtschreibung kein allgemeiner Beyfall zu hoffen ist, der Nachtheil, der unserer Sprache durch den Abgang von der bisherigen Gleichförmigkeit zuwächst, gegen die Vortheile, die man sich allenfalls von dieser oder jener Verbesserung verspricht, wenigstens mit in Rechnung gebracht werden müsse.

In vielen Fällen, wo man jetzt mehr als jemals die Gleichförmigkeit in Teutschen Schriften vermisset, und wo zu Zeiten eben derselbe Schriftsteller bald so bald anders schreibet, gilt es nicht um blosse Verbesserungen der bisherigen Rechtschreibung, sondern selbst um die Richtigkeit der Sprache, von welcher entweder das eine oder das an-

dere nothwendig eine Abweichung seyn muß. Wenn der eine schreibt: er frägt und frug, der andere: er fragt und fragte; und wiederum einer: er tragt und tragete, und der andere: er trägt und trug, und noch ein anderer: er truge; oder wenn der eine behauptet, man müsse mögte, der andere man müsse möchte schreiben; so können diese verschiedene Arten zu schreiben unmöglich alle mit den wahren Grundsätzen von der Richtigkeit unserer Sprache bestehen. Eine muß richtig, die andere unrichtig seyn. Da kömmt es also nur darauf an, daß richtig und überzeugend bestimmt werde, welche Schreibart die rechte sey, um solche einmal wie das anderemal beyzubehalten.

Noch vor wenigen Jahren schrieb ganz Teutschland zwar Prinz und Prinzeßinn, mit einem z, und Musik mit einem k, aber doch Principal und Musicalisch, und so auch Decerniren und Decret mit einem c, Accise mit zwey c, Nation mit t, Citation mit c und t, Contract und Action mit ct; u. s. w. Jetzt schreiben viele auch Prinzipal, Musikalisch, Dezerniren, Dekret, Akzise, Nazion, Zitazion, Kontrakt, Akzion u. s. w. Welche von diesen beiden Schreibarten ist nun wohl den Grundsätzen unserer Sprache am gemässesten? Von welchem Theile wird man also hoffen dürfen, daß er dem andern nachgeben werde, wenn anders eine Gleichförmigkeit

im Schreiben je wieder statt finden soll? Mich dünkt, das sind Fragen, die keinem, dem der Name eines Teutschen nicht gleichgültig ist, unerheblich scheinen können.

In der That fehlt es nicht an Grundsätzen, wornach sich der Werth oder Unwerth dieser oder jener Schreibart mit groser Zuverläßigkeit bestimmen läßt. Aber die wenigsten, welche sich zu Neuerungen in der Rechtschreibung hinreissen lassen, nehmen sich die Zeit und Mühe, so viel darüber nachzudenken, als es die Natur der Sache erfordert, wenn man derselben auf den Grund gehen und keinen Fehltritt thun will. Insonderheit, dünkt mich, wird zu wenig daran gedacht, daß es zur Bestimmung der Richtigkeit der Sprache und ihrer Rechtschreibung mehrere Grundsätze gibt, die in ihrer Anwendung nicht immer mit einander zutreffen, und alsdann für jeden Fall erst genau gegen einander abgewogen werden müssen, um jedesmal sicher zu seyn, welcher Grundsatz dem andern vorzuziehen sey. So denkt mancher richtig zu schreiben, weil es ihm nach seiner Aussprache oder auch nach der Ableitung des Worts, wie er sie sich vorstellt, so am richtigsten zu seyn dünkt; er denkt aber nicht daran, daß er damit gegen andere Grundsätze der Analogie und des eigenthümlichen Gebrauchs unserer Sprache anstößt. Ein anderer hält schon für Gebrauch, was nur Neuerung, und in Zusammenhaltung mit an-

deren Grundsätzen nur ungegründete Neuerung ist. Und so fällt der eine auf diesen, der andere auf jenen Abweg, den er gewiß vermeiden würde, wenn er es nur nicht bey gar zu einseitiger Anhänglichkeit an diesem oder jenem einzelnen Grundsatze bewenden liesse.

Durch diese Betrachtungen geleitet habe ich hier einen Versuch gemacht, die verschiedenen Grundsätze, worauf es in Beurtheilung der Richtigkeit und Rechtschreibung unserer Sprache ankömmt, nicht nur überhaupt etwas näher zu erörtern und gegen einander abzuwägen, sondern auch hernach noch einige besondere Bemerkungen einzelner Fälle hinzuzufügen, die mir insonderheit unseren Zeiten angemessen zu seyn scheinen.

Ich glaube, daß ein jeder, wer nur mit kaltem Blute prüfen will, in den meisten Fällen zur festen Ueberzeugung kommen kann, was richtig oder unrichtig geschrieben sey, und welche Neuerung allenfalls Beyfall und Befolgung oder keines von beiden verdiene. Wenn dann auch nur zu erwarten wäre, daß ein jeder sich gefallen liesse, von bemerkten Unrichtigkeiten oder ungegründeten Neuerungen eben sowohl abzustehen, als in gegründeten Verbesserungen nachzugeben; so möchte doch noch eine ziemliche Gleichförmigkeit Teutscher Schriften künftig zu hoffen seyn, die allemal unserer Sprache desto grössere Ehre machen würde, je schwerer nach unserer

ſerer Verfaſſung in Vergleichung mit anderen Reichen etwas Allgemein-Nationales für ganz Teutſchland zu erwarten iſt. Freylich erfordert es einiges Opfer, auch nur in ganz einzelnen Fällen eine andere Art zu ſchreiben anzunehmen, als die einem ſchon zur Gewohnheit geworden iſt, oder auch mit Zurücktretung von einer ſchon angenommenen Neuerung ein ſtillſchweigendes Geſtändniß, daß man ſich übereilt und gefehlt habe, abzulegen. Aber ich denke, der Teutſche Name iſt doch einem jeden Teutſchen noch ſo werth, daß auch nur ein mäſſiger Patriotismus die Schwierigkeit jenes kleinen Opfers billig überwiegen ſollte.

I.

Ueber die Grundsätze, wornach die Richtigkeit und Rechtschreibung der Sprache zu bestimmen ist, überhaupt.

I. Vom Sprachgebrauche.

Wer mehrere Sprachen kennet, darf nur mit einiger Aufmerksamkeit nachdenken, worinn sie übereinstimmen, oder was jede Sprache besonders hat; so wird er bald bemerken, daß es gewisse Grundsätze einer allgemeinen Sprachkunst gibt, wie z. B. keine Sprache leicht unterlassen wird, den Gebrauch eines Wortes in einfacher oder mehrerer Zahl als Mann und Männer, ich habe und wir haben u. s. w., imgleichen die Verschiedenheit der vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Zeit, ich habe, ich hatte, ich habe gehabt, ich werde haben u. s. w. oder auch, was stuffenweise groß, grösser oder am größten, klein, kleiner oder am kleinsten ist, von einander zu unterscheiden. Es gibt aber auch unzehlige

unzehlige Fälle, worinn fast eine jede Sprache ihren eigenen Gang gehet. Selbst alsdann, wenn eine Sprache von der andern abstammet, oder wenn auch mehrere Sprachen einen gemeinsamen Ursprung haben, zeigt sich auch ein solcher Unterschied, daß sich bald erkennen läßt, was eine jede Eigenthümliches hat. So gehet das Italiänische wieder einen ganz andern Gang, als das Lateinische; So sieht am Schwedischen, Dänischen, Holländischen, Englischen, und wiederum am Polnischen, Russischen, Böhmischen, Sclavonischen, ein Kenner dieser Sprachen bald, was sie für gemeinsame Quellen haben; obgleich eine jede dieser Sprachen wieder ihre ganz eigene Regeln hat. Desto weniger darf man sich wundern, wenn vollends Ursprachen oder solche Sprachen, die nicht sowohl von andern abstammen, als anderen wieder zur Mutter dienen, vorzüglich viel Eigenthümliches haben, und also noch mehr als andere von einander abweichen. So wird freylich unter dem Arabischen, Lateinischen, Teutschen und Sclavonischen ein Kenner weit grössere Abweichungen finden, als das Schwedische, Dänische, Englische unter einander hat.

Dieses Eigenthümliche einer jeden Sprache beruhet nun am Ende entweder auf gewissen Grundsätzen, die sie einmal angenommen hat, wovon sich mittelst abgezogener allgemeiner Regeln und deren etwa durch Collision oder sonst entstandener Ausnahmen auf eine bestimmte Art Rede und Antwort

geben läßt; oder es läßt sich weiter kein Grund angeben, als daß es der Gebrauch einmal so mit sich bringe. In der That haben selbst alle Regeln und Ausnahmen einer Sprachkunst zuletzt nichts, als den Gebrauch zum Grunde. Man versuche sonst einmal einen andern Grund anzugeben, warum der Teutsche der, die, das, der Franzose nur le, la, der Engelländer nur the sagt, und verschiedene Sprachen gar keine Artikel gebrauchen. Also ist der Gebrauch einer jeden Sprache unstreitig ihre letzte und höchste Regel. Nur in so weit läßt sich noch ein Unterschied gedenken, ob man selbst in einzelnen Fällen nichts, als den blossen Gebrauch, zur Ursache anführen könne; oder ob durch den Gebrauch doch einmal gewisse Regeln und Ausnahmen festgesetzt sind, nach welchen sich mehrere einzelne Fälle bestimmen lassen.

So läßt sich allenfalls selbst von Stammwörtern eine Regel denken, als daß z. B. die Teutschen Stammwörter größtentheils einsilbig sind, und daß ihre Abwandelungen wieder nach gewissen Gattungen bestimmten Regeln folgen; daß der Mensch, des Menschen, der Stamm, des Stammes, das Wort, des Wortes, u. s. w. decliniret wird. Aber warum nun Mensch geschrieben wird, und nicht Mänsch, Stamm und nicht Stam, Wort und nicht Word, u. s. w., da läßt sich offenbar gar kein anderer Grund angeben, als daß es der Gebrauch der Sprache einmal so mit sich bringe. Und doch sind das

so

so ausgemachte Sachen, daß es lächerlich seyn würde, diese Macht des blossen Gebrauches einer jeden Sprache verkennen zu wollen.

Nur zeigt sich hierinn noch ein beträchtlicher Unterschied zwischen todten und lebendigen Sprachen. Todte Sprachen, die von jezigen Völkern nicht mehr gesprochen werden, beurtheilt man nach gewissen Büchern, oder nach einem gewissen blühenden Zeitalter der Litteratur des Volks, das ehedem diese Sprache hatte; das Hebräische z. B. nach den darinn geschriebenen Büchern des alten Testamentes, das Lateinische nach Cicero und dessen Zeitgenossen. Nach solchem Maaßstabe ist der Gebrauch solcher Sprachen weder Veränderungen der Zeit, noch Abweichungen mehrerer Stämme eines Volkes weiter unterworfen. Mit lebendigen Sprachen verhält sichs in beiden Stücken anders. Der Franzose schreibt jezt ganz anders, als er vor dreyhundert Jahren schrieb. Der Engelländer findet in der Sprache der Schottländer und Irländer Abweichungen von der seinigen; wie der Römer und Toscaner in der von Genua, Venedig u. s. w. Doch bey keiner von allen Europäischen Sprachen ist diese Bemerkung so wichtig wie bey der Teutschen.

Ganz Teutschland theilet sich in Ansehung der Landessprache, wie sie im gemeinen Leben und vom gemeinen Manne gesprochen wird, in zweyerley Hauptmundarten, indem man in Westphalen, Niedersachsen und Pommern ganz anders als in

den übrigen Gegenden des Teutschen Reichs spricht, so daß man beynahe eine eigene geographische Abtheilung von Ober- und Niederteutschland darnach machen kann. Beiderley Landessprachen vertheilen sich zwar wieder nach den Provinzen oder Gegenden, indem das Niederteutsche in Westphalen wieder anders als in Niedersachsen, und meist in jedem Fürstenthume, jeder Grafschaft, jeder Stadt wieder anders, und so auch das Oberteutsche anders in Obersachsen, anders am Rhein, anders in Franken, Schwaben, Baiern, Oesterreich gesprochen wird. Sie sind aber doch, dieser vielerley Abtheilungen und deren gegenseitigen Abweichungen ungeachtet, von einander so wesentlich unterschieden, daß man nur wenige Kennzeichen zu wissen braucht, um darnach mit Zuversicht bestimmen zu können, welche von beiden Landessprachen an jedem Orte in Uebung sey. Man darf nur hören, ob daß und das oder dat, groß oder groot, Loch oder Lock, Brechen oder Breken, Schiff oder Schipp, Münze oder Münte gesprochen wird, um gleich zuverläßig urtheilen zu können, daß jenes ſ ch f und z die Oberteutsche, hingegen das t k p die Niederteutsche Mundart verräth.

In der That können beide Mundarten so gut wie zweyerley Sprachen gelten; sie mögen leicht eben so sehr, wo nicht noch mehr, als das Schwedische und Dänische von einander abgehen. Das

Nie-

Niederteutsche ist unstreitig älter Teutsch als, das Oberteutsche, das erst aus jenem entstanden ist. Es hat auch noch den Vorzug, daß einer, der Niederteutsch kann, meist auch den Oberteutschen verstehet, ohne von diesem verstanden zu werden. Und nicht nur in dem Einflusse, den die Teutsche Sprache auf die Holländische, Englische, Dänische und Schwedische hat, sondern auch in Lesung Teutscher Urkunden aus dem mittlern Zeitalter, und selbst in theoretischer Bestimmung der Richtigkeit der Teutschen Sprache gewährt das Niederteutsche weit mehr Vortheile, als wenn einer bloß das Hochteutsche verstehet. Ausserdem hat es aber, insonderheit seit der Zeit, als Luthers Uebersetzung der Bibel so allgemeinen Eingang gefunden hat, sehr zurückstehen müssen. Denn wo man auch noch im gemeinen Leben Platt oder Niederteutsch spricht, da wird doch Hochteutsch geprediget und sowohl in Briefen und schriftlichen Ausfertigungen über Geschäffte, als in gedruckten Büchern nur die Hochteutsche Sprache gebraucht. Eben daraus ist selbst diese Benennung der Hochteutschen Sprache entstanden, wie sie in ganz Teutschland in Schriften und Büchern üblich ist, und immer verstanden wird, wenn von der Teutschen Sprache überhaupt die Rede ist (*). Nur einem Um-

(*) In Frischens Wörterbuche heißt es: "Die Teutsche Sprache, lingua Germanica; die Oberteutsche lingua Germaniae superioris; die Niederteut-

Umstande, der selbst in der politischen Verfassung des Teutschen Reichs tief verwebt liegt, ist es zuzu-

„derteutsche lingua Germaniae inferioris; die „Hochteutsche Sprache, d. i. wie man sie unter „allen Teutschen schreibt, lingua Germanica „purior sine mixtura dialectorum." Diese Beschreibung des Hochteutschen hat ihre völlige Richtigkeit. Das Hochteutsche ist an keiner Provinz gebunden; es ist die gelehrte Sprache für ganz Teutschland. Ein jeder Gelehrter, der Teutsch schreibt, wird immer in der Meynung stehen, er schreibe richtig und gutes Hochteutsch; wenn ihn gleich unvermerkt sein Provincialdialect zu diesem oder jenem Fehler hinreißt, oder auch andere Eigenheiten ihn von anderen Schriftstellern unterscheiden. Je mehr ein Schriftsteller von solchen Eigenheiten oder Provincialfehlern frey ist, je eher kann er sich schmeicheln, richtiges Hochteutsch zu schreiben, er mag übrigens in Obersachsen, oder in Westphalen, oder in Baiern schreiben. Es kann seyn, daß selbst unter den verschiedenen Provincialdialecten oder Landessprachen eine der richtigen Hochteutschen Sprache näher, als die andere, kömmt. Aber keine einzige Teutsche Landessprache ist völlig von Provincialfehlern frey. Einige neuere Schriftsteller scheinen das Hochteutsche auf den Fuß zu nehmen, als wenn es die Sprache wäre, die in Obersachsen gesprochen würde, welcher sie daher das Oberteutsche, wie es in andern Gegenden des Reichs am Rheine, und in Franken, Schwaben, Baiern u. s. w. gesprochen wird, entgegensetzen. Das ist aber in der That nicht das wahre Verhältniß, wie sich die Verschiedenheit der Sprachen in Teutschland abtheilen läßt. Hochteutsch ist eigentlich

zuzuschreiben, daß eine völlige Gleichförmigkeit der Teutschen Sprache weit grössere Schwierigkeiten hat, als irgend eine andere Europäische Sprache.

Wenn gleich auch in Frankreich und Engelland von einer Provinz zur andern es eben so wenig, als in Teutschland, an verschiedenen Mundarten fehlet; so ist doch Paris oder London die einzige Hauptstadt dieser Reiche, wo theils der Hof, theils eigene Gesellschaften der Wissenschaften, Künste und Sprache, der ganzen Nation zur Richtschnur dienen. In Teutschland sind soviel Höfe, als es Churfürsten und regierende Fürsten oder Grafen gibt. Und wenn es in andern Fällen noch seine gute Wirkung hat, daß alle diese

Höfe

gentlich die allgemeine Sprache für ganz Teutschland, wie sie in Büchern und schriftlichen Ausfertigungen, imgleichen in Predigten oder andern öffentlichen Reden üblich ist. Davon unterscheiden sich die besonderen Landessprachen, die zwar alle wieder darinn übereinkommen, daß entweder Platt- oder Hochteutsch gesprochen wird. Aber die Hochteutsche Landessprache ist von der allgemeinen gelehrten Hochteutschen Sprache so vielfältig unterschieden, als verschiedene Gegenden im Sprechen von einander abweichen, und auf gleiche Art, wo platt gesprochen wird, nichts weniger als einerley Dialect obwaltet. Aus Hochteutsch, Oberteutsch und Niederteutsch dreyerley Sprachen oder auch nur dreyerley Mundarten zu machen, hat an sich keinen Grund, und führt zu allerley unrichtigen Folgerungen.

Höfe doch noch unter einem allerhöchsten Oberhaupte in einer allgemeinen Reichsversammlung und unter einerley höchster Gerichtbarkeit vereiniget sind; so würde man doch sehr irre gehen, wenn man Wien, Regensburg oder Wetzlar als Orte ansehen wollte, die in Ansehung der Teutschen Sprache den Ton zu geben hätten. Aber eben so wenig können auch Gesellschaften der Wissenschaften zu Berlin, Manheim, München, Göttingen, Erfurt, oder sogenannte Teutsche Gesellschaften zu Leipzig, Göttingen, Jena rc. auf einen solchen Vorzug Anspruch machen.

Wenn es also gleich dem Namen nach nicht an Büchern fehlet, die den Titel allgemeine Teutsche Bibliothek, Teutscher Mercur, Teutsches Museum u. s. w. führen; so darf man doch nicht dabey denken, was man etwa bey einem Mercure de France denkt. Nach der Freyheit des Teutschen Gelehrtenstaates kann eine allgemeine Teutsche Bibliothek so gut zu Lemgo als zu Berlin veranstaltet werden. Nur der innere Werth kann einer vor der andern ein Uebergewicht zu wege bringen. Zeigen sich nun zwischen mehreren Provinzen, oder gelehrten Gesellschaften, oder auch einzelnen Schriftstellern unter einander gewisse Abweichungen im Gebrauche der Teutschen Sprache; so können sich zwar gewisse Gegenden des Teutschen Reichs etwas mehr Cultur der Sprache rühmen, als solche in andern gewöhnlich ist.

Aber

Aber keiner der zehn Kreise ist doch zuverlässig ohne alle Provincialfehler. Folglich kann man keine allgemeine geographische Regel zur Bestimmung der Richtigkeit unserer Sprache annehmen. Vielmehr ist billig, daß, wenn ein oder anderer Kreis etwas von allen andern abweichendes hat, eher sieben, acht, neun Kreise, in dem, wo sie übereinstimmen, als ein oder zwey Kreise in dem, was sie ganz besonders haben, den Ausschlag geben. Wenn viele in Niedersachsen sprechen: die Brate, der Tuch, der Oel, da in den neun übrigen Kreisen gesprochen wird: der Brate, das Tuch, das Oel; so ist nichts billiger, als daß der Niedersachse nachgibt, daß letzteres dem wahren Gebrauche der Teutschen Sprache gemäß sey.

Doch eben deswegen kömmt es nicht so sehr darauf an: wie im gemeinen Leben in dieser oder jener Gegend des Teutschen Reichs gesprochen wird; als vielmehr, wie bewährte Schriftsteller, die ihre Sprache studiert haben, sich in ihren Schriften ausdrücken. Auch da fehlt es zwar nicht an Abweichungen, da entweder aus blosser Angewohnheit und unterlassenem Nachdenken, oder auch aus geflissener Eigenheit in Befolgung gewisser selbsterdachten Grundsätze mancher Schriftsteller seinen eigenen Gang gehet. Allein diese Eigenheiten zum Theil ganz einzelner Schriftsteller abgerechnet, bekömmt es eben dadurch zu Bestimmung des richtigsten allgemeinen Gebrauches der Sprache desto grösseres Gewicht, wo alle oder doch

die mehresten bewährten Schriftsteller mit einander übereinstimmen.

Wenn man so insonderheit eine Anzahl Bücher vor sich hat, deren Verfasser beynahe die allgemeine Stimme der Nation für ihre Lieblingsschriftsteller anerkannt hat, wie ich z. B. nur Gellert, Rabener, Hagedorn, und Haller nennen will; so wird man in Bestimmung des richtigen Gebrauchs unserer Sprache nicht leicht irre gehen, wenn man das zum Grunde legt, worinn alle diese Schriftsteller übereinstimmend sind; so wie es hinwiederum nicht schwer fällt, bald die Quelle zu entdecken, wo etwa ein Haller nicht alle Fehler des Schweizerdialects vermeiden können, oder ein anderer durch andere Provincialfehler oder eigen angenommene Hypothesen sich zu gewissen Abweichungen hinreissen lassen.

In Vergleichung prosaischer Schriftsteller und Dichter sollte man den letztern vielleicht deswegen einen Vorzug beylegen, weil sie noch grösseren Anlaß haben, über die Sprache nachzudenken. Allein der Zwang des Reimes und des Silbenmaßes gewinnt nur zu oft über die Richtigkeit der Sprache die Oberhand. Gewisse Wortfügungen und Apostrophirungen als schleüßt, fleüßt ꝛc. statt schließt, fließt ꝛc. oder die Treu', die Sonn' u. s. w. läßt man in Gedichten gelten, die in ungebundener Schreibart nicht statt finden würden. Manche Dichter pflegen es aber auch sonst so genau nicht zu nehmen, wenn sie in Versuchung

kom-

kommen, die Richtigkeit der Sprache einem Reime oder einem guten Gedanken aufzuopfern.

Schriftsteller, die selbst von der Sprache geschrieben haben, verdienen, wenn über die Richtigkeit der Sprache Stimmen zu sammlen sind, desto grössere Achtung, je nachdem ihre Schriften mit grösserem Beyfall aufgenommen sind. Bödiker, Frisch, Gottsched, Popowitsch, Heinze, Justi, Heynatz, Fulda, Adelung, Stosch, Gedike und andere werden, ein jeder in seiner Art, immer ein gewisses Gewicht haben. Doch ist man auch da nicht sicherer, als wo alle oder doch die meisten übereinstimmen, weil auch solche Männer selten frey davon bleiben, gewisse Lieblings-Eigenheiten anzunehmen.

Kurz, es gehört schon grosse Vorsicht und Prüfung dazu, wenn man nur richtig und mit Gewißheit belehrt seyn will, was würklich der Gebrauch der Teutschen Sprache mit sich bringe. Das schlimmste ist, daß selbst der Gebrauch nicht ohne Veränderungen bleibt, wie z. B. noch in der ersten Zeit unsers jetzigen Jahrhunderts fast durchgängig kurtz, Saltz, starck, u. s. w. geschrieben wurde, wo jetzt jedermann das t vor dem z, wie auch das c vor dem k, wo ein Consonant vorhergehet, als überflüssig wegläßt. Wenn so, wie an diesem Beyspiele, ein allgemeiner neuer Gebrauch einen ältern aufhebt, so ist dabey nichts zu erinnern. Gemeiniglich hat alsdann die Aenderung ihren guten Grund gehabt. Allenfalls ist

es genug, wenn der allgemeine Beyfall der Nation einer solchen Aenderung das Wort redet. Aber bey der Freyheit, die sich jeder einzelne Schriftsteller zu gut hält, von dem bisherigen Gebrauche abzuweichen, und immer neue Abänderungen nicht etwa nur zur Prüfung vorzulegen, sondern wo möglich gleich geltend zu machen, da ist vielleicht nie, als in unseren Tagen, die Gefahr grösser gewesen, unsere Sprache ganz aus aller Gleichförmigkeit herauszubringen, wenn man sich nicht in Zeiten noch besinnet, und auf Wege, die der Würde unserer Sprache gemässer sind, zurückkehret. Mich dünkt, wo irgend ein bisheriger Gebrauch der Sprache durch Grundsätze unterstützt ist, da haben wir groß Unrecht, von demjenigen abzugehen, worinn unsere classische Schriftsteller bisher übereingestimmet haben. Oder wo mehrere Grundsätze in Widerspruch zu kommen scheinen, da gibt theils die Wichtigkeit eines Grundsatzes vor dem andern, theils selbst der entschiedene Gebrauch den billigsten Ausschlag.

Die grösste Stütze hat der Gebrauch in Canzleyen gefunden, d. i. an solchen Orten, wo Personen die Feder führen, die nicht ihrer eignen Willkühr überlassen, sondern an Vorschriften ihrer Obern gebunden, und meist ausdrücklich auf den bisheri- Gebrauch gewiesen sind. Da schreibt meist ein jeder unter den Augen seiner Obern oder Amtsgenossen, und nicht in seinem Namen, sondern im Namen seines Herrn oder eines Collegii, wovon

er

er nur ein Mitglied ist. Wenn da etwas neues eingeführt werden soll, muß es erst der Herr oder das ganze Collegium genehmigen. Darüber können freylich veraltete Fehler durch ein Herkommen verewiget werden. Es dient aber auch zur Schutzwehr gegen übertriebene Neuerungen. Und es kömmt nur auf einen gewissen Mittelweg an, um nur nicht offenbaren Fehlern mit blossem Herkommen das Wort zu reden. So ist doch eher Vortheil als Schaden für die Sprache davon zu erwarten.

Ich rede hier immer nur von der Richtigkeit der Sprache. In der Schreibart, was gewisse Formulare oder Wendungen und Ausdrücke betrifft, wird ohnedem zwischen Schriften, die in Canzleyen ausgefertiget werden, und anderen, ein gewisser Unterschied bleiben, da es die Natur der Sache mit sich bringet, daß gewisse Ausfertigungen, wie ihr bestimmter Sinn einmal hergebracht und bekannt ist, bleiben, weil sonst bald Unbestimmtheit und Ungewißheit an deren Stelle treten, und gewiß keine gute Folgen haben würde. Allein in der Sprache selbst, was deren Richtigkeit und Rechtschreibung betrifft, die Canzleyen gleichsam nur ihrem Schicksale zu überlassen, und, ohne alle Rücksicht darauf zu nehmen, in anderen Schriften ganz andere Regeln der Sprache einzuführen, würde weder Grund, noch gute Folgen haben. Wenn aber auch in Canzleyen eine Aenderung eingeführt werden soll, verdient sie

vorher desto mehr geprüfet zu werden, je grösseren Einfluß sie alsdenn auf öffentliche und Privatschriften hat, und je grösser der Uebelstand ist, wenn selbst Canzleyen nicht gleichförmig in der Sprache sind.

Gilt es vollends um Neuerungen, die in der Anwendung so häufig eintreten, daß Aufsätze, worinn solche aufgenommen sind, dadurch das Ansehen bekommen, als wenn sie in einer ganz andern Sprache geschrieben wären; da sollte billig ganz Teutschland sich vereinigen, solchen Neuerungen entgegen zu arbeiten. Schlimm genug, daß man oft Mühe hat, Schriften aus dem XIV. XV. XVI. Jahrhunderte zu lesen, da zum Theil noch ganz umbeständig bald so, bald anders geschrieben wurde, und überall noch der Mangel der Cultur unserer Sprache zu sehr hervorblickte. Jetzt da sich unsere Sprache einmal auf einen gewissen Fuß gesetzt hat, und über Mangel der Cultur nicht mehr klagen darf, wäre es desto unverantwortlicher, wenn man noch aufs neue die Nachkommen in die Nothwendigkeit setzen sollte, wieder von dieser Zeit her so gut, wie eine andere Sprache, zu lernen, oder künftig die bisherigen Schriften des XVIII. Jahrhunderts so, wie jetzt die Khevenhüllerischen Annalen, erst wieder in anderes Teutsch zu übersetzen.

2.

Von der Regelmässigkeit einer Sprache und dem Verhältnisse zwischen Regeln und Ausnahmen.

Wenn man über die Grundsätze einer Sprache noch so sehr nachgedacht hat; so werden doch die richtigsten Grundsätze bisweilen Ausnahmen gestatten müssen, von welchen nichts, als der einmal hergebrachte Gebrauch der Sprache, zur Rechtfertigung angeführt werden kann. So sind die meisten Sprachen in dem Falle, daß das so häufig vorkommende Wort: ich bin, er ist, wir sind, ich war, ich bin gewesen, von allen andern Conjugationen abweicht. So gibts immer Ausnahmen von der Regel.

Nun ist freylich eine Sprache desto regelmässiger, je seltener darinn Ausnahmen von der Regel vorkommen. Und in Abwägung der Vorzüge, die eine Sprache vor der andern haben kann, darf man allerdings die grössere oder geringere Regelmässigkeit derselben nicht ausser Acht lassen. Aber wo doch einmal gewisse Ausnahmen einen ganz ausgemachten Gebrauch für sich haben, oder auch sonst in den einer Sprache einmal eigenthümlichen Gang derselben mit verwebt sind; da ist der Vorwand, die Zahl der Ausnahmen zu vermindern nicht hinlänglich, um Neuerungen im Schreiben anzufangen.

gen. Wenn gleich alle ähnliche Wörter am Ende ein t haben; so wird doch die Ausnahme bleiben, nicht auch scit: er weißt, sondern er weiß, zu schreiben, und so in vielen andern Fällen.

Doch unsere Sprache ist in der That nicht so voller Ausnahmen, als viele es zu glauben scheinen. Man muß nur der Sprache kundig genug seyn, um nicht aus zweyerley Grundsätzen über verschiedene Gegenstände gleich Regel und Ausnahme zu machen. Wenn ich conjugire: ich sage, du sagest, ich sagte, und wiederum: ich trage, du trägest, ich trug; so ist das leztere keine Unregelmässigkeit oder Abweichung von der Regel; sondern der Unterschied beruhet auf zweyerley Gattungen von Conjugationen, die wir haben, nachdem das Supinum eines Worts sich mit t oder n endiget, wie sich in den Worten gesagt und getragen zeiget. Will man nun nur in der vermeynten Absicht, um die Zahl der Ausnahmen zu verringern, alles unter eine Regel bringen, und also auch: ich trage, du tragest, ich tragete, conjugiren; so thut man offenbar der Sprache Gewalt an, und begehet im Grunde einen unverzeihlichen Irrthum, da man etwas für Ausnahme hält, was keine ist. Von der Art wird ein aufmerksamer Beobachter unserer Sprache in neueren Schriften ähnliche Beyspiele genug antreffen. Ein grosses Verdienst um unsere Sprache ist es also, wenn man nicht sowohl durch neue Vorschriften sich in den Fall sezt, derselben Gewalt anzuthun,

als

als wenn man vielmehr richtigen Bestimmungen solcher Regeln, wornach unsere Sprache würklich gebildet ist, nachsinnet. Man thut nicht unrecht, wenn man die meisten bisherigen Regeln nur als einsweilen angenommene Hypothesen einzelner Schriftsteller ansieht, die immer noch einer weitern Prüfung fähig sind. So mag immer Gottsched von Heinze, Adelung von Stosch geprüft werden. Auf dem Wege können wir endlich zu allgemein richtigen Regeln gelangen, die unsere Sprache weit regelmässiger darstellen werden, als sie jezt noch den meisten vorkömmt.

3.

Von der Etymologie oder Ableitung der Wörter von ihrem Stamme.

Bey Stammwörtern, die einer Sprache ursprünglich eigen sind, läßt sich selten ein anderer Grund ihrer Bildung angeben, als daß solche im Gebrauche der Sprache, der allenfalls ganz zufällig oder willkührlich entstehen können, einmal so hergebracht sey. Sobald aber von einem Stammworte andere abgeleitet, oder Stammwörter selbst aus anderen Sprachen angenommen werden; so behalten gemeiniglich wenigstens die wesentlichsten

Buchstaben des Stammworts in allen Ableitungen ihre Stelle. Wenn man da nur der Art und Weise nachspühret, wie eine jede Sprache mit solchen Ableitungen zu Werke zu gehen pfleget; so wird gemeiniglich Gebrauch und Ableitung so mit einander übereinstimmen, daß man in den darauf beruhenden Grundsätzen immer einen dem andern an die Seite setzen kann.

Doch wo es nur um ganz entfernte, längst vergessene, oder an sich noch ungewisse Ableitungen gilt, und damit einmal ein allgemein entschiedener Gebrauch in Widerspruch stehet, da ist dem Gebrauche billig der Vorzug zu lassen, und die blosse Ableitung kein hinlänglicher Grund von einem einmal allgemein eingeführten Gebrauche abzuweichen. Mag z. B. immer Geld von gelten, Monath von Mond, Graf von grau herkommen; deswegen verdient es doch keinen Beyfall, wenn einige Gelt, Mont, Grav, schreiben wollen. In den meisten Fällen würde man dadurch wieder gegen andere Regeln in Bildung unserer Sprache anstoßen, wie z. B. grävlich an statt gräflich zu schreiben ganz gegen den eigenthümlichen Gang der Hochteutschen Sprache streiten würde, oder wie Mond und Monath mit grossem Nutzen zwey ganz verschiedene Begriffe zu unterscheiden dienen.

In gewissen Fällen verwandeln sich ohnedem einige Buchstaben selbst in der Ableitung, da es dann vollends irrig ist, wenn man in einem abgeleite-

leiteten Worte alle Buchstaben des Stammworts unverändert beybehalten will. Wo Stammwörter ein g haben, das in Ableitungen unmittelbar vor einem t zu stehen kömmt; da ist es ein wahrer Grundsatz der Hochteutschen Sprache, daß sich das g sehr oft in ein ch verwandelt. Ungeachtet mächtig, tůchtig, trächtig, unstreitig von mag, tauge, trage, herkömmt; so würde es doch ganz falsch seyn, mägtig, tůgtig, trägtig zu schreiben; und aus eben der Ursache ist es eine irrige Behauptung, wenn man verlanget, daß man nicht möchte, sondern mögte schreiben solle, weil es von mag, mögen, abstammt. Mit Recht wird zwar gebrannt anders geschrieben, als gesandt, weil jenes von brennen, dieses von senden herkömmt. Nichts desto weniger gilt doch das Wort Brand, des Brandes, ohne hier weder von dem doppelten n noch von dem t Gebrauch zu machen. So wird auch litten und stritten auf einerley Art geschrieben, wenn gleich jenes von leiden, dieses von streiten abstammt, da man es nicht der Mühe werth gefunden hat, lidten und stritten, mit dt und tt zu unterscheiden, wie jetzt erst neuerlich einige in Vorschlag bringen.

Ueberhaupt würde es weiter gehen, als man denket, wenn man die Ableitung ohne alle Rücksicht auf den einmal festgesetzten Gebrauch in Anwendung bringen wollte. Montag, Dienstag, ist freylich der Ableitung nicht so gemäß geschrie-

ben

ben, als Mondtag, Dingstag. Allein gnug, das ist ein entschiedener Gebrauch, der jene Schreibart rechtfertiget. Wo es vollends ungewiß oder weit hergeholt ist, was man für Abstammung ausgibt, was sollte uns da bewegen, mit Abweichung vom bisherigen Gebrauche die so erhebliche Gleichförmigkeit zu unterbrechen, um z. B. verhintern, schmåuchlen, eråugnen, an statt verhindern, schmeichlen, ereignen zu schreiben?

Insonderheit darf man in Wörtern, die wir aus fremden Sprachen aufgenommen haben, nicht gar zu ängstlich auf die Ableitung bestehen, da in solchem Falle jede Nation berechtiget ist, fremde Wörter nach dem Gange ihrer eignen Sprache zu naturalisiren. Von dem einzigen Worte moneta kömmt das Französische monnoie, das Englische money, das Holländische munt und das Teutsche Münze, ohne daß eine einzige von allen diesen Sprachen sich genau an eben die Buchstaben, die im Urworte sind, gebunden hat. Sollte es darum wohl Beyfall verdienen, wenn ein Neuerling jetzt Mönze schreiben wollte? Und warum sollte man nicht aus eben dem Grunde fortfahren Abt, Pabst, Pöbel, zu schreiben, wenn es gleich mit der Ableitung mehr übereinstimmen würde, Abbt, Papst, Pöpel zu schreiben?

Viele fremde Wörter hat unsere Teutsche Sprache auch nicht gleich aus der ersten Hand, sondern erst durch allerley Umwege bekommen, und

dann

dann die Bildung nach derjenigen Sprache, welcher sie unmittelbar das Wort zu danken hat, angenommen. Da ist schon kein hinlänglicher Grund mehr, die Rechtschreibung bis auf die erste Quelle zurückzuführen. Catechismus, Categorisch, Catholisch, Critik u. s. w. sind freylich ursprünglich Griechische Wörter, und haben in ihrer Ursprache ein K zum Anfangsbuchstaben. Wir haben es aber unmittelbar erst aus dem Lateinischen überkommen, und eben so, wie die Franzosen, Engelländer und andere Nationen mit dem Lateinischen Anfangsbuchstaben C beybehalten. Den jetzt erst wieder mit einem K zu vertauschen, kann also wenigstens jene entfernte Ableitung uns mit Recht nicht bewegen. Wenn es an dem ist, daß der Name Carolus im Lateinischen des mittlern Zeitalters das Teutsche Wort Kerl zum Stammworte gehabt hat; so sind wir in dem Falle, daß selbst ein ursprünglich Teutsches Wort erst durch eine fremde Sprache wieder in die unsrige übertragen worden. Aber diese entfernte ursprüngliche Ableitung kann uns eben so wenig zum Grunde dienen, Karl an statt Carl zu schreiben, als der Franzose sich bereden lassen wird, Carles an statt Charles zu schreiben, oder als wir den aus eben der Quelle herzuleitenden Namen Charlotte deswegen Karlotte schreiben werden.

In Namen von Personen oder Völkern darf man ohnedem nicht so pünctlich auf die Ableitung sehen, wo einmal der Gebrauch etwas gewisses be-

stimmt

stimmt hat. Unstreitig hat die Englische Nation ihre Benennung ursprünglich den Angeln oder Angelsachsen zu danken. Deswegen schreiben sie ihr Vaterland doch nicht Angland sondern England; und der Franzose bildet es wieder nach seiner Art um in Angleterre, der Italiener in Inghiltera, der Teutsche in Engelland. Mag immer Mahomed in seiner Ursprache Muhammed, Mochammad, oder wie sonst geheissen haben, oder, was wir Großvezier schreiben, dem Türkischen gemässer Großwässier geschrieben werden; darum dürfen wir uns keinen Vorwurf machen, wenn wir ferner schreiben, wie einmal sowohl der Teutsche als mehr anderer Nationen Gebrauch diese Worte naturalisirt hat.

So, dünkt mich, ist es nicht ohne Grund, wenn man in Fällen, wo Ableitung und Gebrauch in Widerspruch zu stehen scheinen, wenigstens nicht gleich durch jede scheinbare Abweichung der Ableitung sich reizen lässt, einen einmal entschiedenen Gebrauch zu verlassen. Wo aber vollends Gebrauch und Ableitung mit einander eins sind, da verdienen Neuerungen, die beides aus der Acht lassen, desto wenigern Beyfall, je mehr man damit nur Thür und Thor öffnen würde, um der Sprache alles Regelmässige zu benehmen, und sie eben dadurch nur in die größte Verwirrung zu bringen. Ob das nicht der Fall sey, wenn einige anfangen, Akzise, Akzion, Dezerniren, Dekret, Zitazion u. s. w. zu schreiben, mag jeder Kenner beurtheilen.

Auch

Auch muß man wohl auf seiner Hut seyn, daß man nicht ganz verkehrten Gebrauch von der Ableitung mache, wie insonderheit häufig geschieht, wenn man concrete Begriffe von abstracten ableitet, an statt daß der wahre Gang der Sprache meist ganz umgekehrt ist. Man sprach zuverlässig eher: der Mann ist treu, ehe man die Treue als eine Tugend davon abstrahirte; man zehlte eher, als man dachte, was eine Zahl war; man sprach eher von edlen Männern, ehe man ihren Adel pries. Wie unrichtig ist also da die Ableitung in Anwendung gebracht, wenn einige jetzt ädel statt edel, zählen statt zehlen schreiben?

4.

Von der Analogie, oder Vergleichung ähnlicher Worte.

Wo es auf Beurtheilung einer Sache nach gewissen Grundsätzen ankömmt, die einem nicht gleich beyfallen; da ist oft der sicherste Ausweg, sich nur auf ähnliche Fälle zu besinnen, um darnach auf gleiche Art zu Werke zu gehen. Dieser Weg der Analogie läßt sich nicht selten auch im Gebrauche der Sprache mit Nutzen einschlagen.

Wenn

Wenn ich z. B. weiß, daß nach eben dem Verhältnisse, wie man in der einfachen Zahl ein grosser Mann unbestimmt, und bestimmt der grosse Mann, sagt, so auch in der mehrern Zahl unbestimmt gesagt wird: grosse Männer, bestimmt hingegen die grossen Männer; so wird mich auch bald eine richtige Analogie belehren, daß ich eben so, wie mein lieber Mann, so auch meine liebe Männer, nicht meine lieben Männer, sagen müsse.

So ist es auch ganz analogisch richtig, nach dem Muster der Mensch, des Menschen, auch der Fürst, des Fürsten, der Graf, des Grafen, zu decliniren, oder sagen und fragen auf einerley Art zu conjugiren. Nur muß man dabey gewiß seyn, solche Muster zu wehlen, die nach den Regeln der Sprache zu eben der Gattung und nicht etwa zu einer ganz andern gehören. Sonst kann insonderheit nichts leichter, als der blosse Gleichlaut zweyer Wörter, auf ganz unrichtige Abwege führen. Ein solcher Gleichlaut findet sich z. B. eben so gut zwischen fragen und tragen als zwischen fragen und sagen. Wer nun bloß jenen Gleichlaut zu Rathe ziehet, der conjugirt ohne Anstand: ich frage, ich frug, wie ich trage, ich trug. Bey genauerer Prüfung findet sich aber bald, daß man nicht sagt: ich habe gefragen, so wie man sagt: ich habe getragen; sondern ich habe gefragt, so wie ich habe gesagt; daß also fragen nicht, wie tragen, sondern wie sagen zu conjugiren ist. Eben so findet man nicht

selten

selten den Fehler, daß geschrieben wird: unsers Herzogs und Herrns, da das s im Genitive des ersten Worts unvermerkt auch im zweyten einschleicht; oder daß Grafen, Fürsten und Herzogen in einer Reihe auf einerley Art genannt werden; ungeachtet bey näherem Nachdenken sich bald zeigt, daß zwar Fürst oder Graf und Herr auf einerley Art, wie das Wort Mensch, declinirt wird, das Wort Herzog aber nach einer ganz andern Declination gehet. Man darf also nie von einem Worte auf das andere schliessen, ohne erst genau versichert zu seyn, daß sie beide unter einerley Regeln der Sprache stehen. Sonst wird die blosse Analogie ein sehr unsicherer Wegweiser.

In manchen Fällen kann selbst eine analogische Vergleichung mehrerer Sprachen ihren guten Nutzen haben. Nur darf man auch nicht ausser Acht lassen, welche von mehreren fremden Sprachen mit der Teutschen vorzüglich einerley Gang zu gehen pflege, da offenbar das Holländische, Englische, Schwedische, Dänische noch mehr, als das Französische, Italiänische, Spanische, bey uns in Betrachtung kömmt. Zu Zeiten kann auch selbst gleichsam eine Mehrheit der Stimmen den Ausschlag geben. Wenn der Italiäner gleich Filosofia, Fisica u. s. w. schreibt, so hat doch der Teutsche grosse Ursache, mit dem übrigen grösseren Theile von Europa ferner Philosophie, Physik u. s. w. zu schreiben. Das einzige Beyspiel der Italiänischen

Sprache kann hier der Teutschen zu keiner Analogie dienen.

In anderen Fällen hat das Italiänische und noch mehr das Lateinische grössern Einfluß, als das Französische, auf unsere Sprache gehabt, wo wir gewisse Ausdrücke eher aus jenen Sprachen aufgenommen oder darnach gebildet haben, als das Französische noch so gänge und gäbe in Teutschland gewesen. Nach Aehnlichkeit der Worte Fundament, Firmament, u. d. g. sprechen und schreiben wir auch Parlament, wenn gleich der Franzose Parlement schreibt, nicht Parlament. Das kann aber für uns jetzt keinen hinlänglichen Grund mehr abgeben, daß wir nun erst anfangen sollten, ebenfalls Parlement zu schreiben.

Die wichtigste analogische Vergleichung findet zwischen den zweyerley Teutschen Mundarten des Hoch- und Niederteutschen statt. Denn da gehet oft eine jede dieser beiden Mundarten ihren der andern ganz entgegengesetzten Gang, und so lassen sich durch gegenseitige Schlüsse sehr feste Bestimmungen herausbringen; wie z. B. im Hochteutschen ein ch ist, wo im Platten ein k, ingleichen in jenem ein ß oder ss, wo in diesem ein t, und wiederum in jenem ein t, in diesem ein d, in jenem ein f, in diesem ein p u. s. w. Wäre es also etwa zweifelhaft, ob in einem Worte, wie wir alles Hochteutsch schreiben, ein ch oder ein g, ein doppeltes oder einfaches s, ein d oder t zu gebrauchen sey, darf man nur untersuchen, ob im Niederteutschen

im

im ersten Fall ein k, im andern ein t, und im dritten ein d üblich sey; wie die Vergleichung folgender Worte jeden Kenner überführen kann: Weibchen, Wiefken; groß, groot; Tag, Dag. u. s. w.

5.

Von der Nothwendigkeit, gleichlautende Worte im Schreiben zu unterscheiden.

So grosse Behutsamkeit bey analogischen Schlüssen in der Sprache nöthig ist, um sich insonderheit nicht durch den blossen Gleichlaut auf Abwege verleiten zu lassen; so erheblich ist es auf der andern Seite, Worte, die in der Aussprache gleichlautend klingen, doch im Schreiben von einander zu unterscheiden, wie man deswegen bisher mehr plus, und Meer mare, wahr verus, war erat, und Waare merx, sein suus und seyn esse, meinen meum und meynen putare, weiß albus und weise sapiens, wieder rursus und wider contra und so unzehlige andere Worte wenigstens im Schreiben zu unterscheiden gesucht hat.

Wenn im solchen Fällen auch im Sprechen einmal eine Zweydeutigkeit vorkömmt; so ist sie deswegen minder erheblich, weil da gleich auf der Stel-

le die nöthige Erklärung begehret und ertheilet werden kann. Aber in schriftlichen Aufsätzen, über deren wahren Sinn oft erst in späte Zeiten hinaus Fragen von der größten Wichtigkeit entstehen können, ist es von unendlich grösserem Werthe, daß Ausdrücke von verschiedenen Sachen, wenn sie gleich in der Aussprache verwechselt werden könnten, doch im Schreiben so genau und bestimmt als möglich unterschieden werden. Kaum wird eine Sprache vorhanden seyn, wo dieser Fall nicht eintreten könnte, wie selbst die Lateinische Sprache nicht ohne solche Beyspiele ist, quod, quot, ad, at, auf einerley Art zu sprechen, aber doch im Schreiben zu unterscheiden, und wie vollends im Französischen kaum einige Zeilen geschrieben werden können, daß nicht solche Beyspiele vorkommen sollten.

Unsere Sprache ist weit seltener in dem Falle. Desto weniger haben wir Ursache von den einmal eingeführten unterschiedenen Schreibarten solcher Worte, die im Sprechen nicht unterschieden zu seyn scheinen, abzugehen. Jede Neuerung hingegen, die dawider anstösset, verdient schon deswegen billig keinen Beyfall. Doch auch ohne Noth und wider den bisherigen Gebrauch noch neue Schwierigkeiten von der Art auszusinnen, haben wir eben so wenig Ursache. Also z. B. wol zu schreiben, wenn es für zwar gebraucht wird, und wohl, wenn es gut bedeutet; das wird man weder im bisherigen Gebrauche gegründet, noch von solcher Erheblichkeit finden, um erst daraus eine neue Regel zu machen.

6.

Von der Aussprache.

Unter allen Grundsätzen der Rechtschreibung ist keiner mißlicher, als wenn man bloß die Aussprache zur Richtschnur derselben annehmen will. Zwar was die Richtigkeit der Sprache anbetrifft, kann für lebende Sprachen einem jeden in seiner Muttersprache oft schon das blosse Gehör an die Hand geben, was recht oder unrecht sey; wie z. B. kein Teutscher es richtig gesprochen finden würde, wenn jemand die Weib, das Frau, sagte. Man kann auch zugeben, daß unter andern Maßstäben, die Vorzüge einer Sprache vor der andern zu bestimmen, die geringere Abweichung des Schreibens vom Sprechen mit in Anschlag komme, wie darinn insonderheit das Italiänische vor dem Französischen und Englischen augenscheinliche Vorzüge hat. Und auch aus diesem Gesichtspuncte gebührt unserer Teutschen Sprache, wie wir sie bisher geschrieben haben, gewiß nicht der unterste Rang, da die Uebereinstimmung unserer Rechtschreibung mit der Aussprache allemal ungleich grösser, als im Englischen und Französischen ist. Sobald aber die Frage entstehet, ob man bloß der Aussprache zu Gefallen die bisherige Rechtschreibung ändern solle, wo der eigenthümliche Gang unserer Spra-

che darunter leidet, oder alle Spuhr der Ableitung damit verdunkelt und unterdrückt wird; da kann die blosse Aussprache so wenig den Ausschlag geben, daß sie vielmehr in Collision mit anderen Grundsätzen der Rechtschreibung in den meisten Fällen billig zurückstehen muß.

In ganz Teutschland wird zwar das e in erben, sterben und mehr ähnlichen Wörtern eben so, wie das å in fårben, ingleichen das v in voll, und ph in Philosophie wie f in Fall ausgesprochen. Aber darum auch årben und stårben, oder foll und Filosofie zu schreiben, würde unsere Sprache von ihrem bisherigen Gange ganz umkehren, und bald alle Ableitung unkenntlich machen. Beides würde auch eintreten, wenn alle Buchstaben, die man in der Aussprache nicht immer höret, wie das e hinter i, oder h nach dem t, als überflüssig weggelassen werden sollten.

Doch in den meisten Fällen ist die Aussprache selbst nichts weniger als gleichförmig, da oft jede Stadt, jedes Land, und wenigstens ein jeder Kreis wieder einer eigenen Mundart folget. Welche Aussprache soll da für alle andere zur Richtschnur dienen? (*) Man wird allenfalls diejenige

(*) Der beste Commentarius hierüber findet sich in dem "Kern der Deutschen Sprachkunst und Recht„schreibung aus des kurpfälzischen geistlichen „Raths Herrn Hemmer grösern Werken von im „selbst herausgezogen, Manheim, 1780." wo in der

nige Aussprache für die beste gelten lassen müssen, welche der bisherigen allgemeinen Rechtschreibung

 am

der Vorrede von des Herrn Klopstocks Behauptung, daß die gute Aussprache (und zwar der mit dem Hochteutschen wohl bekannten Niedersachsen in gewissen Städten,) zur Regel der Teutschen Rechtschreibung anzunehmen sey, gehandelt, und unter andern geäussert wird: "Die übrigen Pro„ finzen werden sich schön dafür bedanken. Sie „glauben auch das recht zu haben, im hoen rate „zu sizen, und bei sammlung der schtimen ein „wort mit schprechen zu dürfen." rc. In den pädagogischen Unterhandlungen des Dessauischen Erziehungs = Instituts 1780. S. 278. wo sich diese Stelle angeführt findet, fügt Herr Wolke noch hinzu: "Das ist nicht mehr als billig! Wer will „es auch einem Pfälzischen oder Schwäbischen „Schriftsteller verdenken, wenn er in den Bü„chern, die er blos für sein Vaterland schreibt, „diejenige Rechtschreibung beobachtet, die mit „seiner Aussprache übereinkömmt und die seinen „Landsleuten lieber ist? Nur sind diese Schrif„ten dann in den andern Provinzen Teutschlands „nicht so angenehm zu lesen, und werden da„her weniger Käufer finden, so wie zu der Mes„siade mit der neuen Klopstokschen Rechtschrei„bung wohl weniger Liebhaber seyn werden, als „zu der mit der gewöhnlichen, die wir nun bald „für unsere Subscribenten erwarten. — Wenn „also Schriftsteller in besonderen Provinzen „Teutschlands, Niedersachsen, Obersachsen, Pfäl„zer, Schwaben, und ihre Verleger so gefäl„lig und auch so vermögend sind, von ihren, für „Teutsche bestimmten vorzüglichen Schriften „zweyerley Ausgaben zu veranstalten, und in

der

am nächsten kömmt. Aber daraus folgt vielmehr, daß man sich im Sprechen nach dem Schreiben, als daß man die Rechtschreibung nach der Aussprache richten solle. So bringt es auch der wahre

„der einen die Ausdrüke und die Rechtschreibung „so zu wählen, wie es den meisten Teutschen „nach Wahrscheinlichkeit angenehm seyn wird; „nur so kann die Schriftstellerey in Teutschland, „(wie ehedem in Griechenland betrieben) wirksamer und gemeinnütziger werden.” Sollte dieser letzte Vorschlag wohl im Ernst gemeynt seyn? Oder sollte es für die Teutsche Litteratur nicht unendlich ersprießlicher seyn, zwar im Sprechen jedes Land seiner Mundart zu überlassen, aber im Schreiben doch nur einerley Rechtschreibung für ganz Teutschland gelten zu lassen? Wer noch eine Probe zu sehen verlangt, was es für sonderbare Rechtschreibungen geben würde, wenn man die Aussprache zur Richtschnur derselben annehmen wollte, der darf nur die ”Grammatischen Abhandlungen über die Deutsche „Sprache von Abraham Gotthelf Mäzke, Lehrer „am Waisenhause zu Bunzlau, Breslau 1776. 8.” ansehen. Da findet man z. B. S. 369.: ”Soh „würde eß deehr Kürze gemääßer seihn, dih Deehnung deß Vokals nicht ehrst durch dessen Verdoppelung anzuzeigen. ꝛc.” S. 434. kommen gar ganz neue Buchstaben vor, wozu erst neue Schriften gegossen werden müßten, wenn man sie im Druck vorlegen wollte; und dann eine Stelle, die ich meinen Lesern überlassen muß, ob sie sie besser, als ich, verstehen: ”Auf iiȝ „weiß ich nur der Diiȝ, siiȝ (siiȝen). So „wie auf uuȝ nur: ich büüȝe. Tüȝer, Büȝer „zu dehnen ist falsch.” Ohe, iam satis est!

wahre Begriff der Hochteutschen Sprache mit sich, die an keinen Dialect und an keine Local- oder Provincial-Aussprache gebunden ist. Es gibt Orte, wo man gut Teutsch schreibt, aber das Laub an Bäumen und Stein und Bein Loob an Böhmen, und Steen und Been ausspricht. Wie grosse Ursache hat man da, vielmehr die Rechtschreibung zur Richtschnur der Aussprache zu empfehlen, als umgekehrt?

Noch ist endlich ein grosser Unterschied, wie man im gemeinen Leben spricht, insonderheit was man, wenn geschwinde gesprochen wird, für Buchstaben hören oder durch andere verschlingen läßt, und wie man sich im Schreiben ausdrückt. Im Englischen läßt man da zwar auch im Schreiben allerley Apostrophen und Ellipsen zu. Aber im Französischen gehet das schon nicht, ungeachtet da der Fall ungemein häufig ist, daß Buchstaben geschrieben werden, die man im Sprechen nicht mit hören läßt. Unsere Teutsche Sprache leidet es eben so wenig. Sie würde bald verunstaltet werden, wenn man das zur Regel machen wollte, Buchstaben auch im Schreiben auszulassen, wenn man sie im Sprechen nicht höret. Wie pöbelhafte Ausreden das Ohr beleidigen, so empfindlich fällt es einem an den bisherigen Anstand unserer Sprache gewohnten Auge, solche Ellipsen und Apostrophen zu sehen, wie einige es schon versuchen wollen 's ist, an statt es ist, und ich glaub, ich hab, an statt ich glaube, ich ha-

be, zu schreiben. In comischen Aufsätzen, wo es etwa darauf ankömmt, die Sprache des Pöbels auszudrücken, mag das allenfalls hingehen. Aber ausserdem würde unsere Sprache gewiß nicht dabey gewinnen, wenn man daraus eine allgemeine Regel der Rechtschreibung machen wollte.

7.

Vom Grundsatze der Spahrsamkeit im Schreiben.

Sofern der Vorschlag, die Aussprache zur Richtschnur der Rechtschreibung zu machen, unter andern das mit in sich fasset, daß man keinen Buchstaben schreiben solle, der im Sprechen nicht gehöret wird; so vereiniget sich damit noch ein Grundsatz der Spahrsamkeit, da es zum Vortheile der Sprache zu gereichen scheinet, wenn man sie aller überflüssigen Buchstaben zu entladen sucht, um keinen Buchstaben ohne Noth schreiben zu dürfen, und selbst damit sowohl im Raume als in der Zeit soviel zu gewinnen, als desto mehr Worte in eben der Zeit und in eben dem Raume geschrieben oder gedruckt werden können.

Wenn unsere Sprache würklich noch mit überflüßigen Buchstaben überladen wäre, so möchte es allerdings ein Verdienst um dieselbe seyn, wenn man

man sie davon noch zu befreyen suchte, wie es auf solche Art ganz Teutschland mit Beyfall aufgenommen hat das c vor k und t vor z, wo unmittelbar ein anderer Mitlauter vorhergehet, wegzulassen, und wie man schon lange vorher nicht mehr, wie ehedem, vnndt sondern nur und geschrieben, auch in vielen andern Fällen schon die Zahl der Buchstaben in einzelnen Wörtern vermindert hat (*). Aber ob unsere Sprache nun noch über solchen Ueberfluß von Buchstaben zu klagen habe; und was davon allenfalls für eine Richtschnur anzunehmen sey; das wird allemal noch erst vorher auszumachen seyn. Daß dem bisherigen Gebrauche, wo er zumal mit dem Vortheile der Ableitung in Verbindung stehet, und noch durch andere Grundsätze unterstützt wird, bloß der Aussprache zu Gefallen hierinn keine Aenderung aufgedrungen werden könne, läßt sich schon aus dem obigen abnehmen. In der Folge wird sichs selbst in einzelnen Bemerkungen noch deutlicher zu Tage legen, daß doppelte Buchstaben und andere, die man im Sprechen nicht immer zu hören glaubt, doch im Schreiben gewiß nicht überflüssig sind.

Wer bloß dem Grundsatze der Spahrsamkeit nachgehet, der schreibt z. B. nur fült, wo man bisher

(*) Wenigstens wird es daher schwerlich Beyfall erwarten dürfen, gar schprechen, schstehen, oder allsoh deehr u. s. w. zu schreiben. S. die vorige Anmerkung.

bisher fühlt, tangit, oder auch füllt implet geschrieben hat, imgleichen er schlif an statt er schlief dormiebat, und auch an statt er schliff acuebat, er zert an statt er zehrt und er zerrt u. s. w. Wie oft kann das nun den Leser nicht irre machen, um wenigstens erst mit Mühe sich zu besinnen, welche Bedeutung hier das Wort haben solle? Billig soll man aber doch wohl in Grundsätzen der Rechtschreibung eben sowohl, als in Vorschriften eine gute Hand zu schreiben, nicht bloß auf die Bequemlichkeit des Schreibenden, sondern eben so sehr und noch mehr auf die Bequemlichkeit des Lesers sehen. Sonst würde die blosse Spahrsamkeit auch allen Abbreviaturen zur Empfehlung dienen, da freylich im Schreiben Zeit und Raum zu erspahren wäre, wenn man mehrmahlen nur einzelne Buchstaben statt ganzer Worte, als u. statt und, m. statt mein, schreiben dürfte. Aber für den Leser und für den künftigen Gebrauch solcher Schriften würde damit übel gesorget seyn.

8.

Von der Absicht, die Sprache leichter zu machen, als Grundsatz der Rechtschreibung betrachtet.

In Vergleichung mehrerer Sprachen unter einander ist es freylich in gewissem Betrachte ein Vorzug, wenn eine leichter als die andere ist, und wenn

wenn es insonderheit weniger Mühe kostet, sowohl im Schreiben als im Sprechen die Richtigkeit der Sprache nicht zu verfehlen. Ein Vorzug, an welchem unter allen heutigen Sprachen wohl die Italiänische den größten Anspruch machen kann, so wie die Französische und Englische darinn die meiste Schwierigkeit haben.

Der Unterschied, der daraus erwächset, drückt nicht nur Ausländer, wenn sie eine fremde Sprache erst lernen wollen; sondern selbst Eingebohrne des Landes kommen oft darüber in den Fall, daß sie ihre eigne Muttersprache, wenn sie derselben auch im Sprechen völlig mächtig sind, doch nicht ohne Fehler schreiben können. Wer nur Gelegenheit gehabt hat, Französische von Frauenzimmern oder unstudierten Mannspersonen geschriebene Briefe zu lesen, dem werden leicht Beyspiele genug davon einfallen. Das alleine wird aber doch schwerlich eine Nation bewegen, das, was ihre Sprache bisher eigenes gehabt hat, bloß deswegen zu verlassen, damit sie Ausländern leichter, oder von Einheimischen, ohne die Sprache zu studieren, weniger fehlerhaft geschrieben werden möge.

Auf der andern Seite ist es hinwiederum ein Vorzug einer Sprache, wenn sie nicht sowohl ein Abkömmling anderer Sprachen, als eine eigene Ursprache ist, von welcher wieder anderer abstammen. Wenn nun solche Ursprachen wieder ihre eigene Schwierigkeiten haben, so werden sie sich deswegen nicht minder vollkommen schätzen, wenn es

gleich

gleich andere gibt, die leichter sind. Das ist ungefähr der Fall, worinn sich unsere Teutsche Sprache findet. Das viele Eigenthümliche, das sie als Ursprache hat, muß sie freylich jedem Ausländer ungleich schwerer machen, als ein jeder, der nur Latein kann, leichter Italiänisch und Französisch lernt. Sollten wir aber deswegen einen Grundsatz für unsere Sprache daraus machen, nur darum auf Veränderungen derselben zu denken, damit sie Ausländern leichter fallen möchte? — oder etwa, damit Frauenzimmer oder Ungelehrte weniger Fehler gegen die Richtigkeit und Rechtschreibung ihrer Muttersprache begiengen? Das wäre doch wohl im Grunde nichts anders, als selbst ungelehrt und fehlerhaft zu werden, damit es andere, die es würklich sind, nur nicht scheinen möchten.

Wir Teutsche haben selbst aus Gefälligkeit für das schöne Geschlecht in dem letzten Viertel des XVIII. Jahrhunderts gewiß desto weniger nöthig solche Schritte zu thun, je weniger wir uns beklagen dürfen, daß unsere Frauenzimmer nicht genug läsen, um mit einiger Aufmerksamkeit auf die Sprache eben so richtig schreiben zu können, als Gelehrte. Und was wäre es am Ende für ein Unglück, wenn man auch Teutschem Frauenzimmer Fehler in der Rechtschreibung ferner zu gute halten müßte, worinn doch allemal unsere Nachbarinnen jenseits Rheins noch ungleich privilegirter seyn werden?

Aber auch gleich der erste Unterricht der Kinder im Lesen und Schreiben wird leichter, wenn man unsere Sprache nur anders bildet, wenn man nicht mehr, nicht weniger Buchstaben schreibt, als man in einer guten Aussprache hören läßt. — Für diejenigen, welche Kinder zu unterrichten haben, möchte es vielleicht einige Erleichterung seyn. Doch da man die meisten Worte erst durch Hören und Sprechen kennen lernt, ehe man sie lieset und schreibt; so ist die Schwierigkeit nicht so groß, wie sie von vielen gemacht wird. Wer sich noch an die Zeiten zurück erinnern kann, da er selbst den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben genossen hat, der wird sich schwerlich mehr besinnen, daß es ihm grosse Mühe gemacht habe, in den Worten viel, die, sie das ie nur wie ein i, und in Historie, Comödie u. s. w. beide Buchstaben getrennt auszusprechen.

Man gewöhne aber einmal ein Kind nur nach einigen vorgeschlagenen Neuerungen zu lesen und zu schreiben. So wird ihm alles, was bisher geschrieben und gedruckt worden, nur desto mühsamer und unangenehmer zu lesen seyn. Oder man wird hernach so gut wie zweyerley Teutsche Sprachen vor und nach 1780. lernen müssen. Was würden wir nun damit gewinnen? Oder was werden die Wissenschaften für Vortheil davon haben, wenn es künftig unsere junge Herren eben so ekeln wird, Bücher des XVIII. Jahrhunderts zu lesen, wie es uns jetzt zur Last fällt, Teutsch geschriebene

ne Sachen aus dem XIV. Jahrhundert, oder auch nur Khevenhüllers Annalen in den Urkunden zu lesen?

II.

Einige besondere Bemerkungen.

I.

Vom Nutzen der Nachforschung des Stammworts und der dazu gehörigen Wurzelbuchstaben.

In den meisten besonderen Fällen, wo es Anstände wegen der Rechtschreibung geben kann, ist es vom größten Nutzen, wenn man Stammwörter von andern, die nur davon herkommen, und wiederum die zu jedem Stammworte gehörigen Wurzelbuchstaben von anderen bloß zufälligen richtig zu unterscheiden weiß. Einige Teutsche Stammwörter sind selbst schon mit zufälligen Endbuchstaben oder Endsilben versehen, als Sonne, Erde, Knabe, Vater, Mutter, König, Garten, Himmel, Edel, Schreiben, Lesen, Sprechen

Sprechen u.s.w. Diese Endbuchstaben sind alsdann in Ableitungen auch den meisten Veränderungen unterworfen, als in himmlisch, Gärtner u. s. w., wo der Mitlauter, der im Stammworte nur zur bequemen Aussprache diente, wegbleibt. Sonst sind die meisten Teutschen Stammwörter nur ganz einsilbig, und enthalten alsdann auch lauter Wurzelbuchstaben, als Mensch, Mann, Frau, Kind, groß, klein, stark u. s. w.

Von solchen Wurzelbuchstaben sind nun zwar die Selbstlauter, wenn aus dem Stammworte andere Abwandelungen gemacht werden, im Teutschen mehr Veränderungen, als in anderen Sprachen, unterworfen, da z. E. aus Mann, Männer, aus Erde irdisch, aus binden Band und Bund, aus groß größer, aus Mutter Mütter gemacht wird, und in Conjugationen noch weit stärkere Verwechselungen fast aller Selbstlauter unter einander vorgehen. Aber die Mitlauter sind desto weniger Veränderungen unterworfen. Da sind es schon ganz besondere Fälle, wenn aus Schreiben Schrift, aus Treiben Trift erwächst. Ordentlicher weise gehet von solchen Hauptbuchstaben in allen möglichen Aenderungen, die sonst mit solchen Worten vorgehen mögen, gar keiner verlohren. Man kann also sicher zur Regel annehmen, daß die Mitlauter eines Stammworts allemal unverändert bleiben. Wo ja eine Veränderung damit vorgehet, ist es Ausnahme von der Regel,

wovon sich alsdann wieder andere ganz bestimmte Ursachen angeben lassen.

Um aber zu erforschen, was Stammwort sey oder nicht, darf man nicht etwa denken, daß es lauter Substantive wären, als Mann, Frau u. s. w.; sondern es kömmt vielmehr darauf an, welcher Begriff einem Volke am ersten vorgekommen ist. Gemeiniglich sind es eher einzelne in die Sinne fallende Gegenstände gewesen, ehe man davon abgezogene allgemeinere Begriffe auszudrücken gesucht hat; also eher das Concretum Mann, als das abstracte männlich; aber auch so eher treu und edel, als die Treue, der Adel u. s. w. So gewiß es also ist, daß männlich von Mann kömmt, so sehr würde man sich irren, wenn man Adel als das Stammwort von Edel annehmen wollte, und so in unzehligen anderen Fällen.

Auch darf man nicht denken, daß alle Stammwörter durchgehends einsilbig seyn müßten, wie vielleicht einige dadurch verleitet worden, der Quell, die Müh, die Ruh, an statt die Quelle, Mühe, Ruhe zu schreiben, oder in Zeitwörtern den Stamm nur in einsilbigen Imperativen zu suchen. Nur darf man auch nicht umgekehrt das Verlängerungs-e setzen, wo es nicht hin gehöret. In einigen Gegenden von Oberteutschland wir fast alles nur einsilbig ausgesprochen; da ist es manchen erst mit Mühe beyzubringen, daß sie nicht die Sonn, sondern die Sonne schreiben

müssen;

müssen; dann hat man aber wieder Mühe, auf der andern Seite sie davon abzuhalten, daß sie nicht auch der Monde, der Mensche ꝛc. schreiben. Desto nöthiger ist es, daß man sich in ganz Teutschland die richtige Bestimmung eines jeden Stammworts angelegen seyn lasse; worinn wiederum nichts entscheidender ist, als dasjenige, worinn die besten Teutschen Schriftsteller übereinstimmen, wovon sich gemeiniglich auch ganz richtige analogische oder andere Gründe angeben lassen.

2.

Von doppelten Buchstaben in Stammwörtern.

Im Teutschen sind viele Stammwörter mit doppelten Buchstaben versehen, die man z. B. in dem Worte Sonne eben so wenig, als in dem Lateinischen annus, überflüssig finden wird. Im Lateinischen gibt es aber gar keine doppelte Endbuchstaben, weil alle Adjective und so auch die allermeisten Substantive ausser den eigentlichen Stammbuchstaben, diese mögen doppelt oder einfach seyn, noch zufällige Endbuchstaben us, a, is, er, annehmen, als crassus, crassa, fortis, ater, annus, massa, tussis, pater. Eben darum gibt es auch im Lateinischen nur wenig einsilbige Stamm-

wörter, als sol, sal, mel, fel, as. Und wenn auch da gleich in Verlängerung dieser Wörter einige den Endbuchstaben verdoppelen, andere nicht, als mel, mellis, as, assis, und doch sol, solis, sal, salis: so konnte man das eher dem Gebrauche der wenigen einzelnen Fälle überlassen, als daß man ganz gegen die Analogie der Sprache ass, oder mell mit doppelten Endbuchstaben hätte schreiben sollen. Denn wenn gleich sonst auch im Lateinischen die Unterscheidung doppelter oder einfacher Stammbuchstaben nichts weniger als gleichgültig war; so lief es doch einmal ganz gegen die Analogie der Sprache, ein Wort mit einem doppelten Mitlauter endigen zu lassen.

Die Teutsche Sprache gehet hingegen eben darinn einen ganz anderen Gang, daß sie in Stammwörtern weit weniger zufällige Endbuchstaben annimmt, sondern weit häufiger das Stammwort gleich mit seinen Wurzelbuchstaben schliessen läßt, es mag ein einfacher oder doppelter Endbuchstabe seyn. Daraus erwachsen nun unsere unzehlige einsilbige Stammwörter, und eben so wesentlich, als es im Latein ist, annus und anus, curro und curo zu unterscheiden, so wesentlich ist es im Teutschen, ob ein Stammwort einen doppelten oder einfachen Mitlauter zum Endbuchstaben hat. Da war es also auch nicht nöthig, erst in Abwandelungen es darauf ankommen zu lassen, daß alsdann erst einige die Verdoppelung des Endbuchstabens erforderten, andere nicht. Sondern da war es weit

natür-

natürlicher, jedes Stammwort gleich mit seinem einfachen oder doppelten Endbuchstaben kennen zu lernen, und einen, wie den anderen, durch alle Abwandelungen beyzubehalten.

So lernen wir also gleich Glas des Glases, Schlaf des Schlafes, Hof des Hofes, hingegen Haß des Hasses, Schiff des Schiffes, Mann des Mannes, schreiben. Und nun mögen die Veränderungen aller solcher Worte kommen, wie sie wollen, so behält ein jedes seinen Stammbuchstaben unverändert, schläfrig oder häßlich, höflich oder männlich. Oder wenn man umgekehrt etwa in Zweifel gerieth, ob ein Wort mit einem einfachen oder doppelten Endbuchstaben zu schreiben sey, so darf man, wenn es ein Stammwort ist, dasselbe nur mit einer Endigungssilbe, die mit einem Selbstlauter anfängt, verlängern, oder wenn es ein abgeleitetes Wort ist, nur erst das Stammwort hervorsuchen, und auf solche Art verlängern; da es dann einem jeden Teutschen gleich ins Gehör fallen wird, daß man weder des Glasses, Schlaffes, Hoffes, noch des Hases, Schifes, Manes sagt, sondern in diesen letzteren Worten nothwendig doppelte, wie in jenen ersteren nothwendig einfache Buchstaben gebraucht werden müssen, die deswegen als Wurzelbuchstaben überall unverändert bleiben.

Gesetzt nun auch, daß ein doppelter Buchstabe am Ende eines Wortes oder in der Mitte vor anderen Mitlautern nicht immer in der Aus-

sprache gehöret wird, so kann er deswegen doch nicht als überflüßig wegbleiben, da es einmal ein Wurzelbuchstabe ist, und die ganze Regelmäßigkeit unserer Sprache sonst Noth leiden würde. Oder man wage es einmal, eine andere Regel zu geben, warum im Hasse ein doppeltes, und im Glase ein einfaches ſ seyn solle, wenn beide Stammwörter doch auf gleiche Art nur mit einem s Glas und Has geschrieben werden sollen. Die unübersehliche Menge solcher einsilbigen Teutschen Wörter, deren einige nur einfache, andere doppelte Endbuchstaben haben, wird bald einen jeden belehren, wie bey uns der Fall ganz anders ist, als bey den wenigen Lateinischen Wörtern, wo man es als einzelne Ausnahmen leicht merken kann, die Endbuchstaben von as, mel, fel, im Decliniren zu verdoppeln und andere einfach zu lassen. Diese Schwierigkeit fällt aber weg, wenn ich jedes Stammwort gleich mit seinen einfachen oder doppelten Wurzelbuchstaben kennen lerne.

Nicht selten dienen die einfachen oder doppelten Buchstaben auch da, wo man sie im Sprechen nicht unterscheiden kann, doch im Schreiben zur Unterscheidung ganz verschiedener Bedeutungen, als das und daß. Sehr häufig ist aber auch selbst in der Aussprache ein Unterschied, wie z. B. höflich und Hofmann doch ganz anders als Hoffnung ausgesprochen wird. Doch die Aussprache allein vermag am wenigsten gegen so viele an-

dere Grundsätze der Sprache den Ausschlag zu geben.

Unter andern kann auch hier die Vergleichung des Platt- und Hochteutschen mit Nutzen geschehen. Denn wo in jenem nur ein ſ iſt, da iſt ſicher auch in dieſem nur eines. Wo dieſes ein doppeltes ſ hat, da iſt es entweder auch in jenem als in gewiß, oder es iſt hier ſtatt deſſen ein t, als groot ſtatt groß, witt ſtat weiß, hingegen wiſe wie weiſe. Daher ſchon daraus abzunehmen iſt, daß es nicht recht iſt, gros, gröſer, zu ſchreiben; wohl aber Preis, des Preiſes, wie im Niederteutſchen Pries des Prieſes, hingegen Fleiß, fleiſſig, wie Fliet, flietig.

Keine Sprache unterſcheidet ſich hingegen in Anſehung der doppelten Endbuchſtaben von der unſrigen mehr, als die Franzöſiſche, wo man es ſich zu gut hält, annus in *an*, nullus in *nul* zu verwandeln, ob man gleich in Verlängerung ſolcher Worte doch auch *annuel* und *nullité* ſchreibet. Aber keine Sprache kann auch weniger darauf Anſpruch machen, der Teutſchen zur Analogie zu dienen. In der Engliſchen Sprache kommen doch auch die Worte all, ſtill, bleſs, miſtreſs und andere ähnliche vor, wo man den doppelten Buchſtaben weder am Ende für überflüßig hält, noch in ferneren Ableitungen wegwirft. Wir ſind alſo doch wenigſtens nicht die einzigen, in deren Sprache ein ſolcher Gebrauch doppelter Wurzelbuchſtaben vorkömmt.

Nur das kann man sicher zur Regel annehmen, daß doppelte Stammbuchstaben auch im Teutschen nie anders als unmittelbar nach Selbstlautern vorkommen können, nicht nach Mitlautern; daß man also nicht scharff, Schilff, sondern nur scharf, Schilf, schreibt. Oder auch dann mögen doppelte Buchstaben in einfache verwandelt werden, wenn gar der Fall nicht mehr eintritt, daß sie in Verlängerung eben des Worts unmittelbar vor Selbstlautern zu stehen kommen, wie in verschiedenen aus dem Griechischen und Lateinischen zu uns gekommenen Wörtern der Fall ist, als in Abt, Silbe u. d. g. Da würde es ohne allen Nutzen seyn, bloß der entfernten Herkunft zu Gefallen Abbt und Syllbe zu schreiben, da wir doch nie in den Fall kommen, diese doppelte Buchstaben hören zu lassen, weil in allen Ableitungen dieser Worte das b vom t oder l vom b nie getrennt wird. Viel weniger scheint es Beyfall zu verdienen, wenn selbst gegen die Ableitung einige, nur dem Gehöre zu gefallen, Nummern schreiben, wo das Stammwort numerus doch nur ein einfaches m hat.

In einigen Conjugationen ist es endlich offenbare Ausnahme von der Regel, daß einfache und doppelte Stammbuchstaben zu Zeiten mit einander verwechselt werden, als in nehmen und genommen, ich greife, er griff, oder umgekehrt ich treffe, er traf; wo es sehr gefehlt seyn würde, wenn man entweder nemmen oder genohmen, greiffen

fen oder er grief, trefen oder er traff schreiben wollte. Aber auch hier bestärken billig solche wenige Ausnahmen die Regel, daß sonst doppelte oder einfache Buchstaben immer bleiben, wie sie im Stammworte sind.

3.

Von doppelten Buchstaben in zusammengesezten Wörtern.

In zusammengesezten Wörtern zeigen sich selbst im Lateinischen oft verdoppelte Buchstaben, ohne daß man einen davon weglassen darf; wie es z. B. nicht gleichgültig ist, ob man transscribo, oder transcribo, transsilio oder transilio schreiben wollte. Eben so wenig gilt es im Teutschen gleich, abbrechen oder abrechen, auffallen oder aufallen, aussprechen oder ausprechen zu schreiben.

Selbst alsdann, wenn in zusammengesezten Wörtern zwey Consonanten zusammenkommen, die in der Aussprache nicht so bequem zu verbinden sind, wird in mehreren Sprachen der zweyte Mitlauter dafür lieber verdoppelt, als accidit an statt adcidit, appello statt adpello, effero an statt exfero.

Und auch alsdann wird die Verdoppelung nie überflüssig gehalten, wenn gleich wieder ein anderer Mitlauter darauf folget, als in affluo, effringo, ſuppleo, wo niemand afluo, efringo, ſupleo, ſchreiben wird. Auf ähnliche Art iſt vielleicht im Teutſchen das Wort Marggraf entſtanden, ohne daß man Urſache hatte, weder einer entfernten Ableitung zu Gefallen Markgraf, noch mit den Franzoſen Margraf zu ſchreiben. Wir finden aber in der Ausſprache verbundener Conſonanten weniger Schwierigkeit als verſchiedene andere Nationen; daher bey uns dieſe Art der Verdoppelung ſeltener vorkömmt. Uns fällt es nicht ſchwer Subſcription auszuſprechen, wo der Italiäner ſottoſcrizzione ſpricht.

4.

Von den verſchiedenen Arten ſ und s einfach und verdoppelt zu ſchreiben.

Der einzige Buchſtabe ſ hat in mehreren Sprachen das beſondere, daß er anders am Anfange oder in der Mitte, und anders am Ende eines Wortes geſchrieben wird, wie ſowohl im Lateiniſchen, als in den meiſten noch lebenden Sprachen ſ oder s, und ſo bey uns ſ oder s unterſchiedlich

lich geſchrieben wird. So leicht man alſo im Lateiniſchen lernt ſuus und nicht suuſ zu ſchreiben, ſo leicht lernt auch der Teutſche ſeines und nicht seineſ zu ſchreiben. So wenig es daher Beyfall verdienet, wenn einige ist an ſtatt iſt ſchreiben wollen, ſo wenig iſt es abzuſehen, was uns bewegen ſolle, nach anderen Vorſchlägen gegen den bisher ſo entſchiedenen und mit anderen Sprachen übereinkommenden Gebrauch das ſ auch zum Endbuchſtaben zu machen, und alſo eſ an ſtatt es zu ſchreiben.

Auch in Verdoppelung dieſes Buchſtaben hat man bisher ß ſſ und sſ unterſchieden, daß man erſteres am Ende eines Wortes, das zweyte in der Mitte, und das dritte in zuſammengeſetzten Wörtern geſchrieben hat, als gewiß, gewiſſer, ausſprechen. Doch in der Mitte ſchreiben wir nur alsdann ein ſſ, wenn in Trennung der Silben das doppelte ſ im Buchſtabiren vertheilt wird. Wenn man es ganz zur vorhergehenden Silbe mit zieht, ſo ſchreiben wir z B. nicht Gewiſſheit, ſondern Gewißheit. Und ſo ſchreiben einige, wenn es im Sprechen mehr zur folgenden Silbe gezogen wird, nicht ein groſſer, ſondern ein großer Mann. Dieſes letztere könnte man allenfalls wohl für gleichgültig gelten laſſen. Aber daß man überall gröſſer oder auch am Ende nicht groß ſondern groſſ ſchreiben ſollte, dazu fehlt es wieder an hinlänglichen Gründen, den bisherigen Gebrauch zu verlaſſen.

Mit

Mit Verdoppelung des Buchstaben f hat es beynahe gleiche Bewandtniß, da man einen eigenen Doppelbuchstaben ff daraus gemacht hat, wie Schiff und hoffen geschrieben, in zusammengesetzten Wörtern aber auch das f einzeln wiederholet wird, als in straffällig, Hoffarbe u. s. w.

5.

Von der Art und Weise mehrere Worte in eines zu ziehen, mit oder ohne Verbindungsstrichen.

Unsere Sprache ist vorzüglich dazu geschickt, mehrere Worte in eines zu ziehen, und dadurch mit zusammengesetzten Begriffen ihren Reichthum fast unbeschränkt zu vermehren. In vorigen Zeiten glaubte man aber doch in solchen Fällen durch Verbindungsstriche die Gränzen der verbundenen Worte andeuten zu müssen, indem man z. B. Reichs = Cammer = Gericht schrieb. Oder in bloß geschriebenen Aufsätzen wurde wenigstens durch grosse Anfangsbuchstaben, die man auch in der Mitte solcher zusammengesetzten Wörter beybehielt, eines vom anderen unterschieden, als ReichsHofRath u. s. w. Ein neuerer Gebrauch scheint

scheint sich dahin zu vereinigen, daß man auch zusammengesetzte Worte ohne alles Unterscheidungszeichen ganz nach einander wegschreibt. Doch glaube ich nicht, daß wir jene Verbindungsstriche ohne Nachtheil ganz werden entbehren können.

Wenn mehrere vielsilbige Worte in eines gezogen werden, oder sonst eine Undeutlichkeit und Beschwerde für den Leser damit vermieden werden kann; so wird es immer doch noch Fälle geben, da man jener Striche sich mit Nutzen bedienen wird, wenn man gleich bey weitem nicht mehr so häufig, als in vorigen Zeiten, ihrer bedürfen wird. Reichsoperationscassenrechnungsführer oder andere ähnliche Worte möchte ich doch nicht gern nach einander wegschreiben. Oder wenn in zusammengesetzten Wörtern ein Mitlauter dreyfach zusammenstoßen würde, da möchte ich doch lieber Stamm-Mutter als Stammmutter schreiben. Nur im dreyfachen s oder f kömmt auch hier die verschiedene Art, diese Buchstaben doppelt zu schreiben, dahin zu statten, daß es weniger anstößig ist, Schlußsatz und Schifffahrt zu schreiben, als wenn man Schlusssatz oder Schifffahrt schreiben müßte, da man doch lieber mit Frisch und anderen Schiff-Fahrt u. s. w. schreiben würde.

6.

6.

Vom ck und tz.

An statt der Verdoppelung anderer Consonanten hat man bisher dem k ein c, dem z ein t vorgesetzt, und also Stock und Schatz geschrieben. In vorigen Zeiten hat man kein Bedenken getragen, auch starck und Saltz zu schreiben, wie man auch Schilff, scharff u. s. w. schrieb. Wie man aber richtiger gefunden hat, unmittelbar nach anderen Consonanten keinen verdoppelten Mitlauter zu schreiben, so ist man auch darüber in ganz Teutschland einig geworden, daß unmittelbar nach einem andern Consonanten sowohl das c vor k als t vor z füglich wegbleiben kann. Man schreibt also jetzt durchgängig stark, Salz und so in allen ähnlichen Fällen.

Nun fiengen aber einige an, das ck und tz überall nur mit k oder z zu vertauschen, auch wo unmittelbar ein Vocalbuchstabe vorhergehet. Das schien in einsilbigen Wörtern, oder in Endsilben wenigstens in der Aussprache keine Aenderung zu machen; daher es vielen eingeleuchtet haben mag, Blik, Stok, Schaz, zu schreiben. Aber sobald man solche Worte verlängert, so findet man

bald, daß zwischen Blicken und Musiken, so wie zwischen Acker und Laken, Platzen und Azo doch selbst in der Aussprache ein grosser Unterschied ist. Daher eben die Gründe, welche die Beybehaltung der doppelten Buchstaben in Stammwörtern nöthig machen, auch hier eintreten.

Andere haben den Versuch gemacht das ck mit kk und das tz mit zz zu vertauschen, und also Blikken und Blizzen zu schreiben. Aber auch das ist billig ohne Beyfall geblieben, da man überall keinen Grund gefunden hat, den bisher so allgemein und gleichförmig gewesenen Gebrauch hier zu verlassen. Einige Unbequemlichkeit scheint es zu haben, wenn man am Ende einer Zeile genöthiget wird, solche Worte in der Mitte abzubrechen. Wenn wir es aber nicht widrig finden gro = ßen oder bes = ser zu trennen; so wird auch eben so wenig dabey zu erinnern seyn, nach eines jeden Gutdünken Bli = cken oder Blic = ken, Bli = tzen oder Blit = zen trennen zu lassen.

7.

Von Verwandelung der Endbuchstaben in Wörtern, die wir aus fremden Sprachen aufgenommen haben.

Nicht nur im Teutschen, sondern auch in den meisten anderen Sprachen lassen sich die wesentlichen Stammbuchstaben eines jeden Stammwortes

wortes von zufälligen Buchstaben, die nur in Ableitungen hinzukommen, oder zu den Endigungs-Silben gebraucht werden, deutlich unterscheiden. So fällt es unter andern z. E. in den Lateinischen Wörtern form*ula*, clau*ula*, reg*ula*; excellen*tia*; reueren*tia*; prouin*cia*; musica, physica, ruin*a*, Rom*a*, proce*us*, colleg*ium* u. s. w. bald in die Augen, was bloß zufällige Endbuchstaben sind.

Macht nun eine Sprache aus der andern sich ein Wort zu eigen, so geschiehet das gemeiniglich mit Wegwerfung oder Verwandelung der Endbuchstaben; wie auf solche Art aus dem Lateinischen processus das Französische *proces*, und das Teutsche Proceß erwachsen, und regula in *regle*, Regel, reuerentia in *reverence*, Reverenz verwandelt ist, und so in unzehligen anderen Fällen. Davon ist aber die weitere Folge, daß solche Wörter in der Sprache, worinn sie aufgenommen sind, auch auf die derselben gemässe Art declinirt werden, als des Processes, die Processe, der Regel, die Regeln, der Reverenz, die Reverenzen, ohne daß man darinn auf die Declination der Ursprache weitere Rücksicht nimmt, und also nicht etwa die Reverentien, die Processus declinirt. Das hindert jedoch nicht, daß, wenn von eben dem fremden Stammworte noch weiter abgeleitete Worte mit aufgenommen werden, darinn auch die Verlängerungs-Buchstaben oder Silben aus der Ursprache wieder mit zum Vorscheine kommen, und dann immer nur die letzte

Endsil-

Endsilbe wieder abgekürzt oder sonst abgeändert wird. So macht der Franzose zwar aus regula *regle* mit Unterdrückung des Lateinischen u. Er nimmt aber auch das Lateinische Wort regularis auf, indem er darinn wieder nur die Endsilben in *regulier* verwandelt, wo das Lateinische u doch wieder zum Vorschein kömmt; und so wird im Französischen zwar honor in *honneur* verwandelt, aber doch das Lateinische Stammwort in *honorable*, *honoraire* u. s. w. wieder unverändert beybehalten.

Nach eben dieser Analogie schreiben wir zwar Regel, Clausel, Formel (nicht Regul, Clausul, Formul); aber doch nicht Regelativ, verclauseliren, Formelar, sondern Regulativ, verclausuliren, Formular. So wird das Lateinische pestilen*tia* zwar Französisch in pestilen*ce*, Teutsch in Pestilenz verwandelt, aber das Lateinische t in *pestilentiel* und pestilentialisch wieder beybehalten. So ist endlich begreiflich, wie aus dem Lateinischen musi*ca* zwar das Französische musi*que* und das Teutsche Musik geworden, aber doch in beiden leztern Sprachen das Lateinische c in *musical*, *musicien*, musicalisch, und musiciren wieder zum Vorschein kömmt; so daß es nichts weniger als analogisch richtig seyn würde, wenn man musikalisch und musiziren schreiben wollte. Doch diese Verwandelung des c in k oder z verdient noch eine eigne Erörterung.

8.

Von richtigem oder übertriebenem Gebrauche des k oder z.

Unter mehreren Sprachen, deren eine aus der andern Wörter aufnimmt, hat oft eine gewisse Buchstaben, die der andern fehlen; die also mit den zu erborgenden Worten zugleich mit aufgenommen, oder nach der nächsten Analogie vertauscht werden müssen. So war man im Griechischen verlegen, wenn Römische Namen, worinn f oder v oder qu vorkam, Griechisch geschrieben werden sollten, da man diese Buchstaben im Griechischen nicht hatte, und also zu den nächst ähnlichen φ ου κου seine Zuflucht nehmen mußte. So fehlten den Römern wieder verschiedene Griechische Buchstaben; sie halfen sich aber damit, daß sie das Griechische χ mit ch und das κ meist mit c ausdrückten, aber auch in einigen Wörtern das Griechische κ und ζ als ein Lateinisch gebildetes k und z mit aufnahmen.

Mit beiden Sprachen hat das Teutsche sein ch gemein, und übrigens auch mit dem Griechischen sowohl k als z, und mit dem Lateinischen sowohl c, und qu, als f und v. Sollte man das wohl Ursache haben unserer Sprache als ei-

ne Unvollkommenheit anzurechnen, und darum v und f in eins zu schmelzen oder c und qu ganz auszumerzen? Mich dünkt, Buchstaben, die dazu dienen, eine Sprache zur Aufnahme fremder Wörter geschmeidiger zu machen, und doch auch anzudeuten, daß es fremde Wörter sind, können nicht als überflüssig oder lästig angesehen werden. Ohne Noth zu fremden Wörtern seine Zuflucht zu nehmen, die man eben so gut in seiner eignen Sprache ausdrücken kann, macht dem Reichthum einer Sprache keine Ehre. Aber einer Sprache auch allen Zuwachs aus andern Sprachen zu versperren, macht sie gewiß nicht vollkommener.

Nun etwas näher zu dem Hauptgegenstande, den ich hier vor Augen habe. Sowohl im Teutschen als in allen anderen Europäischen Sprachen sind unzehlige Worte aus dem Lateinischen aufgenommen worden, die im Lateinischen ein c haben, das man im Anfange und in der Mitte solcher Wörter meist ohne Anstand beybehalten hat. Nur als Endbuchstabe fand es Schwierigkeit, da man z. B. im Französischen, wenn das Lateinische c unmittelbar auf einen Vocal folgte, wie in musica, bibliotheca u. s. w. es lieber in *musique*, *bibliotheque* verwandelte, oder wenn ein Consonant vorhergieng, als in princeps, prouincia, lieber *prince*, *province* daraus machte.

Im Teutschen gieng es im letztern Fall gar nicht an, Princ oder Provinc zu schreiben; sondern da wurde gleich Prinz und Provinz dar-

aus gemacht, auch nicht Princen, Provincen oder Provincien, sondern Prinzen, Provinzen declinirt, und aus Prinz auch wieder ein auf Teutsche Art verlängertes Wort Prinzessinn gemacht. In jenem Falle, da das c einen Vocal vor sich hatte, schien es eher anzugehen, auch im Teutschen einen Endbuchstaben daraus zu machen, und also Music und Bibliothec zu schreiben. Doch im Decliniren zeigte sich die Schwierigkeit, daß man nicht auch Musicen, und Bibliothecen, schreiben konnte. Darum fielen einige auf die Französische Art Musiquen, Bibliothequen, zu schreiben. Man besann sich aber doch bald, und trug endlich kein Bedenken, das c, wo es nach Teutscher Art ein Endbuchstabe seyn sollte, hier in k wie dort in z zu verwandeln, und also auch Musik und Bibliothek zu schreiben, und Musiken und Bibliotheken zu decliniren.

Das hinderte aber nicht, in anderen damit verwandten Wörtern, die man eben sowohl als das Stammwort aus dem Lateinischen aufnahm, mit den beybehaltenen Lateinischen Verlängerungssilben auch das c, wo es kein Endbuchstabe mehr war, in der Mitte wieder zum Vorschein kommen zu lassen. Denn so hatte man nicht nur die Worte princeps, prouincia, musica, bibliotheca, sondern auch die verlängerten Worte principalis, prouincialis, musicalis, bibliothecarius, sowohl im Teutschen als Französischen

auf-

aufgenommen, da dann in beiden Sprachen auch das c wieder erscheinen konnte. Wie deswegen im Französischen aus *musique* und *bibliotheque*, nicht *musiqual* und *bibliothequaire*, sondern *musical* und *bibliothecaire* gemacht wird; so durfte man auch im Teutschen nicht erst aus Musik musikalisch, aus Bibliothek Bibliothekarius machen, sondern da blieb das Lateinische c mit den dazu gehörigen und ins Teutsche mit übertragenen Verlängerungs-Silben sowohl in musicalisch und Bibliothecarius, als in jenen Fällen, wo es als Endbuchstabe mit z verwechselt war, nicht Prinzipal, Provinzial, sondern Principal, Provincial u. s. w.

Wer diesen an sich ganz richtigen und in Vergleichung mit anderen Sprachen ganz analogischen Gang unserer Sprache nicht vor Augen hatte, konnte leicht auf die Gedanken kommen, daß es nicht unrecht sey, wie Prinzen und Musiken, so auch Prinzipal und musikalisch zu schreiben. Und dann war es nur ein geringer Uebergang, auch in anderen Fällen, wo c in der Mitte eines Worts vorkam, dasselbe vor a o u, oder auch vor Consonanten, mit einem k, und vor e i mit einem z zu verwechseln, und also auch Akademie, Vokal, Inkolat, Inokuliren, Akten, Punkte, ingleichen Prozeß, Medizin, und Zizero zu schreiben. Die Leichtigkeit der Sprache schien dabey zu gewinnen, da man ohne lange nachzudenken gleich nach dem Gehöre wis-

sen konnte, wo nun ein k oder z zu schreiben wäre. Und wenn man einmal so weit über die Etymologie hinausgieng, so schien die Leichtigkeit, nach dem Gehöre zu schreiben, auch noch wohl das kleine Opfer zu verdienen, daß man künftig auch das Lateinische t, wo es vor ia ie io iu als ein z ausgesprochen wird, ebenfalls kurz und gut in ein z verwandelte, und also auch Grazial, Grazien, Nazion, Exerzizium, schriebe.

Nun kam es noch darauf an, wie es in den Fällen gehalten werden sollte, da fremde Wörter, die mit C anfiengen, in unsere Sprache aufgenommen wären. Da hatte man bisher nur alsdann, wenn solche Worte gleich in der ersten Silbe nach unserer Mundart umgeändert waren, und also nur noch eine entfernte Abstammung übrig blieb, auch mit dem Anfangsbuchstaben eine Aenderung vorgenommen, und so z. B. census in Zins, caseus in Käse, corpus in Körper, crux in Kreuz, corona in Krone verwandelt. Wenn hingegen Worte, die mit dem C anfangen, so wie wir sie aus fremden Sprachen aufgenommen haben, ganz unverändert blieben, oder doch wenigstens ihre erste Silbe unverändert behielten; so hat man auch im Teutschen bisher kein Bedenken getragen, das c zum Anfangsbuchstaben beyzubehalten, als in Cabinet, Cadet, Caffee, Calender, Camin, Cammer, Candidat, Canone, Canton, Canzel, Capitel, Cardinal u. s. w. Die aber einmal jetzt eine allge-

allgemeine Regel daraus gemacht haben, das c überall in k oder z zu verwandeln, fangen nunmehr an, auch in allen diesen Worten k oder z zu Anfangsbuchstaben zu machen, und schreiben also Kabinet, Kadet, Kaffee, Kalender u. s. f.

Wo ch in fremden Wörtern vorkömmt, da hatte man bey deren Aufnahme um so weniger Ursache damit eine Aenderung zu machen, als in ursprünglich Teutschen Wörtern eben das ch so häufig vorkömmt, daß selten etliche Zeilen ohne dasselbe geschrieben werden können. Nur als Anfangsbuchstabe ist es eigentlich in Teutschen Wörtern nicht gebräuchlich, und wo es in fremden Wörtern diese Stelle hat, wird es oft wie ein k ausgesprochen. Das war schon genug, um manchen zum Vorwande zu dienen, daß man auch bloß nach der Aussprache Karakter, Krist, Antikrist u. s. w. schreiben könnte.

Unmittelbar vor dem ch sind wir auch in unzehligen Fällen gewohnt ein s zu sehen, als in schreiben, zischen, Tisch u. s. w. Daher es uns auch weniger fremd vorkam, in fremden Wörtern ein blosses sc mit aufzunehmen, und also Scandal, Scorbut, Discant, Disceptiren, Disciplin, zu schreiben. Aber auch hier hat man nach jenen Hypothesen, so ungewohnt es auch jedem Teutschen Auge ankommen mußte, Skandal, Skorbut, Diskant, Disceptiren, Disziplin, schreiben müssen. Manche Druckereyen

reyen haben deswegen schon zum ſk eigne Schriften gieſſen laſſen.

Endlich kam nun noch die Reihe an Fälle, wo ein doppeltes c vorkam, als in accabliren, accordiren, Succurs, oder auch in Accent, Accise u. ſ. w. Da war es nun zwar für jedes Teutsches Auge eine ganz fremde Erscheinung, zwey k, oder k und z mit einander vereiniget zu sehen. Aber nach jenen einmal angefangenen Schritten konnte nunmehr nichts helfen, daß man nicht auch Akkabliren, Akkord, Sukkurs, und Akzent, Akzise schreiben sollte.

Nimmt man nun das alles zusammen, so sind das nicht etwa Aenderungen, die nur ein oder andere Worte treffen, ohne daß sie ins Ganze einen merklichen Einfluß haben sollten. Sondern sie erstrecken sich so weit, daß bloß wegen dieser Abweichung zweyerley Bücher, die in diesem Stücke verschiedene Rechtschreibungen befolgen, beynahe so aussehen, als wenn sie in verschiedenen Sprachen geschrieben wären. Wer bisher gewohnt gewesen ist, Action, Citation, Subscription, Decret, Decerniren, Vocation, Vociren, Succumbenzgelder, zu lesen, und nun auf einmal Akzion, Zitazion, Subskripzion, Dekret, Dezerniren, Vokazion, Voziren, Sukkumbenzgelder geschrieben oder gedruckt findet; der weiß kaum, wie er lesen soll. Man muß sich wenigstens oft erst besinnen, wie die neue Rechtschreibung abgerechnet das Wort

sonst

sonst geschrieben seyn möchte.

Nun ist die Frage, ob es der Mühe werth sey, diese neue Rechtschreibung einzuführen, und was damit am Ende gewonnen seyn würde? Daß es hier um eine gänzliche Umschmelzung des bisherigen Gebrauchs gilt, liegt am Tage, und zwar eines solchen Gebrauches, der, um die Ableitung eines Worts kenntlich zu machen, auf sehr guten Gründen beruhet, und in ähnlicher Behandlung fremder Worte die Analogie der meisten anderen Sprachen für sich hat. Dann aber bloß der Aussprache zu gefallen, oder vielmehr um im Unterrichte in der Sprache die geringe Mühe der Unterweisung zu spahren, daß c vor a o u, anders als vor e i ausgesprochen werde, das doch in jeder andern Europäischen Sprache auch gelehrt werden muß, — sollte das die Mühe verlohnen, eine solche Revolution in unserer ganzen Sprache zu machen, und damit auf einmal alle bisherige Regelmässigkeit, Etymologie und Analogie zu unterdrücken?

Man darf insonderheit nur den wahren Verlauf dieser ganzen orthographischen Neuerung vor Augen haben, um sich zu überführen, wie ihre erste Quelle gleich sehr trübe und unrichtig gewesen, da man gegen alle Analogie angefangen musikalisch und Prinzipal zu schreiben, und so von einer Neuerung zur andern sich weiter hinreissen lassen. Sollte also wohl jemals zu hoffen seyn, daß ganz Teutschland zu dieser in der

That unregelmässigen Rechtschreibung sich bequemen sollte? Oder wäre es nicht vielmehr hohe Zeit, daß diejenigen, die schon den Anfang gemacht haben, das k oder z so sehr am unrechten Orte zu gebrauchen, davon wieder auf den bis vor wenigen Jahren allgemein gewesenen Gebrauch zurückkehrten, um nicht die Gleichförmigkeit unserer Sprache durch ein so weit aussehendes Schisma zu unterbrechen?

Selbst was die Aussprache betrifft, sind wir zwar jetzt gewohnt im Lateinischen das c vor e und i, wie auch vor ae oder oe wie ein z auszusprechen, und aus der Uebereinstimmung, wie alle Europäische Nationen jetzt das c vor e und i anders, als vor a o u, aussprechen, läßt sich abnehmen, daß es schon mehrere Jahrhunderte her so gehalten seyn müsse. Daß aber ehedem die Römer selbst den Namen Cicero nicht, wie wir jetzt lesen, Zizero, sondern Kikero ausgesprochen haben, ergibt sich daraus, weil man im Griechischen solche Lateinische Worte oder Namen nicht mit einem ζ sondern mit einem κ ausdrückte, und also aus census nicht ζηνσος (wie unser Zins) sondern κηνσος, machte, und hinwiederum in allen Griechischen Worten, wo ein κ vor e oder i war, im Lateinischen ein c dafür gebraucht wurde, als in Cecrops, cedrus, Cyrus. Es verdienet also im Grunde nur desto weniger Beyfall, wenn das Lateinische c jetzt in z verwandelt, und also ganz mit

Um-

Umkehrung aller wahren Römischen Etymologie jezt Zizero geschrieben werden soll (*).

Für das k scheinen zwar desto grössere Gründe einzutreten, wo es eigentlich ursprünglich Griechische Worte sind, die wir bisher mit einem c geschrieben haben, an statt daß selbst in der Ursprache schon ein k gebräuchlich war, als in Categorisch, Catholisch, Critik, u. s. w. Aber auch hier ist zu gedenken, daß alle diese Worte nicht unmittelbar aus dem Griechischen, sondern erst durch das Lateinische in unsere Sprache gekommen sind. Daher sich unsere Rechtschreibung hier billig nach der Lateinischen, nicht nach der Griechischen richtet. Denn wenn man hier erst einen Unterschied unter ursprünglich Lateinischen oder Griechischen Wörtern machen sollte, was würde da erst für Schwierigkeit seyn, das Ungelehrten begreiflich zu machen? Soll man aber auch ursprünglich Lateinische Wörter mit k an statt c schreiben, so gehen wir da ohne Grund von der Etymologie ab.

Das einzige Wort Kaiser kann recht zum Beyspiele dienen, wie genau man es in der Teutschen Sprache unterschieden hat, ob ein Wort unmittelbar aus dem Lateinischen oder Griechischen zu uns gekommen ist. Zu der Zeit als im Anfange des neunten Jahrhunderts mit Carl dem Grossen

(*) S. Lud. Gottl. Crome kleine philologische Schriften S. 189. u. f.

Grossen der Kaisertitel im Occident wieder ausgebreitet wurde, war man ohne Zweifel schon gewohnt, das c vor e i oder å ö y wie ein z auszusprechen. Wäre es also das Lateinische Wort *Caesar* gewesen, das man ins Teutsche zu übertragen gehabt hätte, würde man ohne Zweifel Zäsar daraus gemacht haben. Aber in Rom selbst war damals der Kaisertitel schon über dreyhundert Jahre aus der Uebung gewesen; hingegen im Griechischen, wo man καισαρ daraus gemacht hatte, war dieser Titel damals nur im Gange, als er für Carln auch zu Rom wieder erneuert wurde. So wird es begreiflich, wie wir Kaiser schreiben, weil wir dieses Wort unmittelbar aus dem Griechischen bekommen haben. So wenig aber jemanden einfallen wird, jetzt wieder aufs Lateinische, weil selbst dieses Griechische Wort daher genommen worden, zurückzugehen, und also nicht mehr Kaiser, sondern Zäser zu schreiben; so wenig gilt es in anderen Fällen, aufs Griechische zurückzugehen, wo ursprünglich Griechische Worte nicht unmittelbar aus dem Griechischen, sondern erst aus dem Lateinischen zu uns gekommen sind. Desto ungegründeter würde es vollends seyn, wenn wir da, wo sowohl das Griechische als Lateinische ein ch hat, dasselbe in ein k verwandeln, und also so gar Karakter, Krist u. s. w. schreiben wollten.

Von solchen Wörtern, die mit ch anfangen, habe ich oben schon bemerkt, daß sie eigentlich nicht

nicht ursprünglich Teutsch sind. Hier muß ich nur noch zwey besonderer Ausnahmen gedenken. Eine betrifft das Wort Char, das in Charfreytag und Charwoche vorkömmt. Nach der wahrscheinlichsten Ableitung, die wenigstens Frisch nur davon anzugeben weiß, soll damit das Griechische parasceue oder Vorbereitung zum Osterfeste, angedeutet werden. Dann müßte es eigentlich Garfreytag geschrieben werden, wie noch in der Kocherey und in verschiedenen Kunstausdrücken gesagt wird: es ist gar, oder noch nicht gar, hinlänglich zubereitet, oder noch nicht. Jedoch bey einer so entfernten und immer noch dunkeln Ableitung, warum sollte man da den bisher so allgemeinen Gebrauch verlassen, dieses einzige Wort dadurch auszuzeichnen, daß wir nicht ferner Charfreytag und Charwoche, wie bisher, schrieben? Und was sollte uns vollends bewegen können, Karfreytag oder Karwoche zu schreiben, da solches eben so wenig die Ableitung als den Gebrauch für sich haben würde?

Das andere Wort, das hier noch eine besondere Erwehnung verdient, ist Chur, mit den davon abstammenden Wörtern: Churfürst, Churhut, Churwürde u. s. w. Weil dieses unstreitig von kühren, köhren, wehlen, abstammt, wovon noch das Wort Willkühr gebräuchlich ist, und weil es auch so ausgesprochen zu werden pflegt, daß man vielmehr ein k als ein ch zum Anfangsbuchstaben hören läßt; so hat diese Neue-

rung

rung vorzüglich vielen eingeleuchtet, daß man Kurfürst u. s. w. schreiben müßte. Sogar einige Churfürsten und ihre Canzleyen selbst haben diese Aenderung angenommen. Inzwischen ist auch hier der Fall, da ein bisher entschiedener Gebrauch einer sehr entfernten Abstammung weichen soll. Und auch dabey ist doch noch zu bedenken, daß das Urwort kören eigentlich Niederteutschen Ursprunges ist, da nach der Analogie zwischen Platt- und Hochteutsch sehr oft das k aus jenem in diesem zum ch gemacht wird, (als aus Lock Loch, breken brechen ꝛc). Daher es weder von der Etymologie noch von der Analogie im Grunde so abweichend war, Hochteutsch Chur an statt des Niederteutschen Kohr zu schreiben; womit auch füglich das h vor dem r (eben so wie in Thun, ob man gleich Thuhn spricht) wegbleiben konnte, da sonst doch nicht Kurfürst, sondern Kuhrfürst geschrieben werden müßte, wie man nicht willkürlich, sondern willkührlich schreibt. Dazu kömmt noch die Unterscheidung gleichlautender Worte, wie man z. E. sagen kann: eine glückliche Cur brachte Peter Aichspalten eine Chur zuwege; ingleichen unser Churland hat andere Rechte als Curland u. s. w., dergleichen Unterscheidungen wegfallen und über kurz oder lang einmal sonderbare Mißdeutungen veranlassen können, wenn immer eines, wie das andere, Kur und Kurland bloß der Aussprache zu Gefallen geschrieben werden soll. Die meisten

sten churfürstlichen Höfe und Canzleyen werden also auch hierinn doch wohl der alten Rechtschreibung ferner treu bleiben. Wäre es nicht billig, daß auch andere wieder zurückkehrten, sollte es auch nur seyn, um auch diese so offenbar bisher gewesene Gleichförmigkeit nicht zu unterbrechen?

9.

Von unrichtiger Verwechselung einiger anderer Mitlauter, als des g und ch, f und v, f und ph, f und pf, d und t, t und th, x und chs.

Nicht selten findet man g und ch mit einander unrecht verwechselt, wo es an sich doch ganz ausgemacht ist, wie ein jedes richtig zu gebrauchen sey. Unsere Stammwörter werden oft mit einer Silbe ig oder lich verlängert, um Hauptwörter in Beywörter oder Nebenwörter, und dann oft wieder in Zeitwörter zu verwandeln, wie die Beyspiele fleissig, gnädig, ehelich, heimlich, und die wieder davon abgeleiteten Worte befleissigen, begnadigen, verehelichen, verheimlichen einen jeden leicht belehren können. Da ist es eben so sehr gefehlt, vereheligen als fleissich, und so in allen ähnlichen Fällen, zu schreiben.

Nur

Nur darf man sich durch das l nicht verführen lassen, wenn es selbst ein Wurzelbuchstabe des Stammworts ist, wie in unzehlig, da die Ableitung nicht unzeh = lich, sondern unzehl = ig ist, und also, zwar häufig gnug, aber offenbar unrichtig unzehlich geschrieben wird; so wenig als es recht ist, gefällich, willich, völlich zu schreiben. In den Wörtern adelich, untadelich, scheint sich zwar wieder eine Abweichung zu finden, weil die Worte Adel, Tadel rc. schon ein l haben. Aber auch da ist das l doch kein Wurzelbuchstabe, sondern nur ein Theil der Endigungssilbe el, die durch die neue Endigungssilbe lich verschlungen wird. Es bestätiget also vielmehr obige Regel. Und auch hier hält wieder die Vergleichung des Hochteutschen mit dem Niederteutschen die Probe, da in letzterem immer ein k ist, wo im Hochteutschen ein ch seyn muß. Wo aber im Niederteutschen ein g ist, da bleibt es auch im Hochteutschen. Uebrigens ist von beiden obigen Endsilben noch die dritte in icht unterschieden, als thöricht, bergicht u. s. w.

Die Buchstaben f und v sind zwar in unserer Aussprache nicht zu unterscheiden. Aber im Schreiben ist der Gebrauch so allgemein befestiget, daß es kaum jemals zweifelhaft seyn kann, wo der eine oder andere Buchstabe zu gebrauchen sey. Wenn man nur merkt, daß alle Worte, die mit ver oder vor anfangen, und solche, die aus anderen Sprachen mit diesem Anfangsbuchstaben in unse-

unsere übertragen sind, als Vasall, venerisch, vigiliren, votiren u. s. w., das v zum Anfangsbuchstaben haben; so bleiben nur noch wenige einzelne Worte zu bemerken übrig, als Vater, Vetter, Vieh, viel, vier, Vogel, Volk, voll, von, um sich die Regel leicht zu machen, daß alle andere Worte von ähnlicher Aussprache nicht mit v sondern f anfangen. Selbst in Fällen, wo ja noch ein Zweifel seyn möchte, behält deswegen billig das f vor dem v den Vorzug, um lieber fest und Festung als vest, Vestung zu schreiben, obgleich im Canzleystile Edler vester oder Ehrenvester noch im Gange bleiben mag. Man würde also, wenn man nach einigen neueren Vorschlägen überall das v in f verwandeln wollte, für die Leichtigkeit der Sprache in der That wenig gewinnen, hingegen wegen der häufigen Worte, die mit ver oder vor anfangen, einen grossen Theil unserer Sprache im Schreiben erst ganz umschaffen, und insonderheit wegen der Worte, die wir aus fremden Sprachen aufgenommen haben, uns von allen anderen Europäischen Sprachen auszeichnen, deren keine fenerisch und Fotum schreibt.

Als Endbuchstabe kömmt das v nur in dem Beyworte brav vor. In Hauptwörtern ist es nach dem wahren Gebrauche der Hochteutschen Sprache als Endbuchstabe nicht gewöhnlich. Es verdient also keinen Beyfall, wenn einige angefangen haben, Grav und Hov, ingleichen gräv-

lich, hövlich, schreiben zu wollen. Nach der Abstammung und der alt Teutschen oder Niederteutschen Mundart mag man vor Jahrhunderten immer Grave, Greve, u. s. w. geschrieben haben. Das Hochteutsche hat nun einmal darinn einen ganz andern Gang genommen, und in vielen anderen Fällen, wo im Niederteutschen noch ein v oder w gebraucht wird, ein f dafür eingeführt, als Teufel, wo der Niederteutsche Düwel spricht und allenfalls Düvel schreiben dürfte. So ist auch Hafen der Hochteutschen Sprache gemässer als Haven.

Noch pflegen wir das ph wie f auszusprechen, und in Wörtern, wo es in Verbindung mit einem Consonanten zum Endbuchstaben wird, hat man es nicht unschicklich in f verwandelt, als in Adolf, Rudolf u. s. w. Aber wo es am Ende noch einen Selbstlauter vor sich hat, als in Philosoph, und in allen anderen Fällen, wo es zu Anfang oder in der Mitte vorkömmt, als in Philosophie, Physik, Geographie, da hat sich das Teutsche bequemet, diesen Griechischen Urbuchstaben beyzubehalten, so wie es auf gleiche Art im Lateinischen, Französischen, Englischen, und Holländischen geschehen ist. Wenn also gleich der Italiäner sich zu gute hält, Filosofia, Fisica, zu schreiben; so ist doch nicht abzusehen, warum dieses einzige Beyspiel uns bewegen solle, unsern bisherigen durch Etymologie und die Gleichförmigkeit so vieler andern Sprachen

unter=

unterstützten Gebrauch zu verlassen. Auch ist es nach obigen Beyspielen, wie Prinz und Prinzen, aber doch Principal geschrieben wird, gar nicht wiedersprechend zwar Rudolf und Rudolfs, aber doch Rudolphine zu schreiben.

Von ph unterscheiden wir endlich noch pf, sowohl im Anfange der Worte Pfand, Pfeife, Pferd, Pflanze, Pflicht, Pfründe, Pfund rc. als am Ende in Topf, Tropf, stumpf oder in der Mitte in Hopfen, Fußtapfen u. s. w. Hier läßt man selbst in der Aussprache das p mit hören, wie gewiß niemand Hopfen und hoffen, Pfand und fand, Pferd und fährt, auf einerley Art aussprechen wird. In Vergleichung mit dem Niederteutschen ist in allen den Wörtern ein blosses p; Daher es auch kommen mag, daß man in verschiedenen Gegenden das pf nur wie ein p (als Peife, Perd,) ausspricht. Aber auch hier ist übrigens der einmal eingeführte Gebrauch der Hochteutschen Sprache so fest, daß man nicht Ursache hat, davon abzuweichen, und keine Aenderung leicht ohne neue Verwirrung zu wagen seyn würde.

Die Buchstaben d und t stehen im Platt- und Hochteutschen fast durchgängig in dem Verhältnisse, daß ursprünglich Teutsche Wörter, die im Hochteutschen mit t oder th unmittelbar vor einem Vocale anfangen, im Platt-Teutschen ganz weich mit einem d ausgesprochen werden; wie ein jeder nur den Versuch machen darf, die

Worte Tag, Tanzen, Tapfer, Taube, Taufe, Taugen, Tausend, Teich, Teig, Teufel, Thal, That, Thau, Theil, Thüre, Thier, Thor, Tief, Tisch, Tochter, Tod, Toll, Tragen, Traube, Traum, Treffen, Treiben, Trinken, Trocken, Tuch, Tugend, sich im Platt-Teutschen vorsagen zu lassen. Nur was fremde Worte sind, als Tapete, Testament, Theologie, da bleibt das t in beiden Mundarten. Nach dieser Bemerkung darf es niemanden befremden, daß man im Hochteutschen immer Teutsch, nicht Deutsch, gesprochen und geschrieben hat, ob man gleich in der platten Mundart Deutsch, nicht Teutsch, spricht. Und doch war dieses der wahre Grund, durch den Gottsched, dem als einem gebohrnen Königsberger die platte Mundart angebohren war, sich verleiten ließ, zu behaupten, daß man Deutsch nicht Teutsch schreiben müßte. Auf Gottscheds Ansehen ward diese Art Deutsch zu schreiben in der Leipziger Teutschen Gesellschaft aufgenommen. Und Gelehrte, die in Ländern schrieben, wo man nach der Niederteutschen Mundart sprach, oder die aus solchen Ländern gebürtig waren, bequemten sich, ohne erst lange darüber nachzudenken, vielleicht auch aus gewissem Hange zu Neuerungen, eben so zu schreiben. So ist freylich diese Schreibart sehr gemein geworden. Aber eine grosse Anzahl Schriftsteller behält doch noch das t bey. Und da sie im Grunde Recht haben; so ist wohl nie zu erwarten, daß es ganz allgemein

werden sollte, Deutsch an statt Teutsch zu schreiben. So wenig also Gottsched, dessen Verdienste um unsere Sprache sonst nicht zu verkennen sind, doch darinn Beyfall gefunden hat, wenn er schmäucheln statt schmeicheln zu schreiben einführen wollte; so sollten billig auch hierinn diejenigen, die ihm bisher gefolget sind, zurückkehren, und mit Mascov, Bünau, Mosheim, Haller, Wieland, und andern wieder Teutsch schreiben. So wenig die grosse Anzahl derer, die schreiben und sprechen: er frägt und er frug, andere zur Nachfolge bewegen werden, die nach richtigen Regeln der Sprache überzeugt sind, daß es heissen müsse: er fragt, und er fragte; so billig wäre wohl zu erwarten, daß eher diejenigen, die sich angewöhnt haben, unrichtig Deutsch zu schreiben, wieder zurückkehren sollten, richtiger Teutsch zu schreiben, als daß umgekehrt diese gegen ihre Ueberzeugung jenen nachgeben sollten. Oder soll unser Vaterland gleich in seiner eignen Benennung ferner eine solche Trennung behalten?

In Endsilben scheint es manchmal zweifelhaft zu seyn, ob man mit d oder t oder dt endigen solle. Gemeiniglich kann man sich aber bald zu recht helfen, wenn man solche Wörter nur mit anderen Ableitungen verlängert, da sich z. B. bald zeiget, daß der Tod, des Todes, er ist todt, ein Todter, er ist getödtet, jedes so und nicht anders geschrieben werden darf.

Eben so kann über die Endbuchstaben t oder th Zweifel entstehen. Doch kann man ziemlich allgemein annehmen, ganz sicher gut, Blut, Glut, und hingegen Huth, und Muth zu schreiben. Je weniger sich davon gewisse Regeln geben lassen, je mehr wäre es zu wünschen, daß man alle solche Worte so, wie sie einmal eingeführt sind, ferner zu schreiben fortführe. Daß aber auch hier das doppelte t, wo es als Endbuchstabe eines Stammworts hergebracht ist, nicht zu entrathen sey, muß einem jeden selbst das Gehör sagen, da z. B. Schutt gewiß niemand eben so, wie Blut oder Huth, aussprechen wird. Oder daß umgekehrt er ruht, nicht er ruth, geschrieben werden muß, würde ich kaum erinnern, wenn mir nicht auch solche Verwechselungen häufig vorgekommen wären.

Vielen ist das th auch im Anfange oder in der Mitte eines Wortes anstößig, weil das h in der Aussprache nicht gehöret werde, und also erspahrt werden könne. Allein in Wörtern, die im Griechischen kein τ sondern ein θ gehabt haben, und sowohl im Lateinischen als daraus wieder in anderen Sprachen durch ein th statt t bezeichnet sind, werden wir uns doch nicht alleine auszeichnen wollen, Teologie, Termometer u. s. w. zu schreiben. Warum sollen wir dann nicht ferner auch Thal, Theil, Thun, Alterthum, Ruthe, u. s. w. schreiben, wie es einmal allgemein hergebracht ist?

Ganz

Ganz neuerlich fängt man auch an, den Buchstaben x, wovon unsere Sprache bisher wenig oder gar keinen Gebrauch gemacht hat, in Wörtern, die wir bisher mit chs geschrieben haben, in Vorschlag zu bringen, um nicht mehr Lachs und Ochsen, sondern Lax und Oxen zu schreiben. Aber auch davon würde doch wohl weiter kein Vortheil zu erwarten seyn, als daß unsere bisherige Schriften nur der Nachwelt desto unleserlicher gemacht werden würden.

10.

Von der unterschiedenen Aussprache der Selbstlauter, und wie solche im Schreiben bemerklich gemacht wird.

Die Teutsche Sprache hat zwar, wie die meisten anderen, die einfachen Selbstlauter a, e, i, o, u, im Gebrauche. Aber ein jeder derselben wird auf sehr verschiedene Art ausgesprochen, wie nicht leicht jemand, der nur in Teutschland gebohren und erzogen ist, verkennen wird, wenn er Acht gibt, wie er gewohnt ist, folgende Worte auszusprechen: Anders, Aller, Fasten; Aber, Alter, Wahrheit; Brechen, Stehlen, Nehmen; Legen, Hengst, Bellen; In, Wild, Pflicht;

Pflicht; Ihr, Diese, Viele; Toll, Fort, Ohr; Tod, Noth, Brod; Unser, Tuch; Uhr, Thurn; u. s. w.

Ueber die Verschiedenheit dieser Aussprache wird schwerlich jemand allgemein bestimmte Regeln geben können, da in manchen Fällen nichts, als der Gebrauch, zur Ursache angegeben werden kann, warum eben derselbe Buchstabe einmal so, und ein andermal anders ausgesprochen wird. Das ist aber auch der Fall in den meisten anderen lebenden Sprachen; insonderheit im Französischen und Englischen noch ungleich häufiger, als im Teutschen. In vielen Fällen unterscheiden wir doch selbst im Schreiben den verschiedenen Laut der Aussprache, zumal wo es darauf ankömmt, daß auch im Geschriebenen oder Gedruckten Wörter, die verschieden ausgesprochen werden, und den Buchstaben nach sonst leicht verwechselt werden könnten, von einander unterschieden werden.

In solcher Absicht werden alle fünf Vocalen in gewissen Wörtern durch ein hinzugefügtes h gemildert, als wahr, mehr, Ihr, Ohr, Uhr. Oder man verdoppelt einige derselben, als Aas, Meer, Loos. Oder es wird, was zwar nur bey dem einzigen i gewöhnlich ist, ein e damit verbunden, ohne daß man es in der Aussprache hören läßt, als wie, die, sie, viel, Thier rc. Alles das ist einmal durch einen so allgemeinen Gebrauch aller Provinzen und Schrift-

steller

steller befestiget, und in vielen Fällen zu Unterscheidung mehrerer Wörter von so augenscheinlichem Nutzen, daß nichts als der einzige Grundsatz der Spahrsamkeit dafür angeführt werden kann, wenn einige neuere Schriftsteller jetzt in Vorschlag bringen, oder durch ihr eigenes Beyspiel gleich in Gang zu bringen suchen, daß man die hier angeführten Worte künftig so schreiben solle: War, Mer, Jr, Or, Ur; — As, Mer, Los, — wi, di, si, vil, Thir.

Das alleine würde nun wegen der unzehligen Worte, worinn das ie oder andere verdoppelte oder durch ein beygefügtes h gemilderte Vocalen vorkommen, eine so allgemeine Veränderung machen, daß man glauben würde, eine ganz andere Sprache vor sich zu haben, wenn diese Neuerung weiteren Beyfall und Eingang finden sollte. Und wie sollte dann künftig unterschieden werden, was in nachstehenden Beyspielen jedem in die Augen fällt, wie es bisher unterschieden worden: wenn Bücher von wahren Waaren geschrieben waren; wenn leeren Köpfen mit schweren Lehren übel beyzukommen war; wenn der, der uns diente, die Dinte verschüttete; wenn lose Buben falsche Loose schmiedeten; wenn von Ursachen oder Uhren betreffenden Sachen die Rede war; und so in unzehligen anderen Fällen?

Oder wenn andere jetzt in Vorschlag bringen, zur Andeutung eines solchen Unterschiedes in der Aussprache dergleichen Selbstlauter bald mit

Circumflexen oder Hütchen, bald mit Accenten oder anderen willkührlich angenommenen Zeichen von einander zu unterscheiden; so würde es gewiß kein Vortheil für unsere Sprache seyn, wenn sie nun erst mit solchen neuen Zeichen, womit sie bisher zum wahren Vorzuge vor anderen Sprachen verschont geblieben war, auf einmal beladen werden sollte. Und was würde man dabey gewinnen, wenn man, an statt der bisher gewöhnlichen Art solche Buchstaben mittelst ihrer Verdoppelung oder mit einem beygefügten h oder e bemerklich zu machen, nun erst andere willkührliche Zeichen lernen, und unsere bisherige Schriften den Nachkommen unleserlich machen sollte? Ohne zu gedenken, daß nicht nur in der Wahl solcher willkührlich vorgeschlagenen Zeichen selber, sondern auch in Bestimmung dieser oder jener Aussprache, worinn Teutschland so unendliche Verschiedenheiten hat, doch schwerlich eine solche Gleichförmigkeit, wie sie bisher doch gewesen, nur jemals zu hoffen seyn würde.

Wäre es also nicht billig, daß diejenigen, welche hierinn Neuerung machen wollen, (deren doch in der That gegen die ganz ungleich mehreren Stimmen, die dem bisherigen Gebrauche unserer Sprache noch treu geblieben sind, und wahrscheinlich bleiben werden, eine sehr geringe Anzahl ist,) zur Ehre der Gleichförmigkeit unserer Sprache sich noch selbst eines bessern besännen, und zu dem

auf

auf so wichtigen Gründen beruhenden bisherigen Gebrauche zurückkehrten!

3.

Von den Doppellautern å, ô, ů.

Drey Selbstlauter a, o, u, verwandeln sich durch ein beygefügtes und in der Aussprache damit in eines gezogenes e, oder im Schreiben durch zwey Puncte oder Strichelchen über diese Buchstaben, als å, ô, ů, in eine Art von Diphthongen oder Doppellautern, die wir sehr häufig gebrauchen. Grossentheils ist darüber ganz Teutschland einig, daß diese Verwandelung von gewissen Ableitungen eines Stammworts abhänget, als im Decliniren Wand Wånde, Stoß Stôsse, Thurm Thůrme; oder in Vergleichungen zwischen hart und hårter, groß und grôsser, kurz und kůrzer, oder im Conjugiren, habe håtte, soff sôffe, trug trůge, oder endlich auch, was vielleicht noch weniger bemerkt ist, um Worte im Passiv- oder Activ-Verstande zu unterscheiden, als hangen oder einem etwas anhången.

In

In der Aussprache ist in solchen Fällen zwischen ä und e oft kaum ein Unterschied zu hören, z. B. er thut recht, daß er sich nicht rächt; ich nehme nichts, nähme nur mein Freund auch nichts. Daher mag es gekommen seyn, daß ehedem nicht selten ein e geschrieben worden, wo ein ä hätte seyn sollen, als brechte statt brächte, schrenken statt schränken. Für diesen Fehler darf man aber in unseren Tagen kaum mehr warnen, da das ä vielmehr gar zu oft nur am unrechten Orte angebracht wird.

Man hat sich, wie es scheint, nicht erinnert, daß sehr oft e ein Stammbuchstabe ist, der nur durch Abwandlungen in ein a verwandelt wird, wie aus Stehlen Diebstahl, aus zehlen Zahl, aus wehlen Wahl, aus wehnen Wahn, aus edel Adel, erwachsen ist. Statt dessen hat man es umgekehrt so genommen, als ob stählen, zählen, wählen, wähnen, ädel zu schreiben wäre. Und nun hat das ä auf einmal solches Glück gemacht, daß in unzehligen Worten das unschuldige e dadurch verdränget worden, und wohl gar Prätiosen oder noch neumodischer Präziosen geschrieben wird.

In einigen Fällen ist zwar die etymologische Bemerkung richtig, daß a der eigentliche Stammbuchstabe ist, wie man Eltern vom Alter, Ermel vom Arme, Erndte von Aehren, ableitet. Aber das sind doch allemal nur entfernte Ableitungen, über welche ein allgemeiner Gebrauch

schon

schon die völlige Oberhand gewonnen hatte. Und es hatte überdies seinen guten Nutzen zu unterscheiden, ob von Eltern (parentibus) oder von Aeltern (senioribus) die Rede war, wie selbst in der Aussprache nicht leicht jemand diese beiden Wörter völlig gleichlautend halten wird. Sollte also auch da wohl hinlänglicher Grund seyn, den bisherigen Gebrauch zu verlassen? Oder, wenn vornehm und vornehmlich auf einerley Art geschrieben wird, warum sollen wir nehmlich in nåmlich verwandlen?

Wenn hingegen einige Italiener schreiben, wo man sonst Italiåner geschrieben hat; da ist es wohl ein Mißverstand, als ob jenes nur eine Verlångerung des Teutschen Worts Italien wåre, an statt daß es vielmehr eine Uebersetzung des Worts Italiano ist, da man nur das o in die Teutsche Endigung er, und das a in å verwandelt hat. Man würde sonst aus Italien nicht Italiener, sondern nur Italier, wie aus Spanien, Spanier, gemacht haben.

Was übrigens das å über e gewonnen hat, scheint bey vielen Schriftstellern seit einiger Zeit das arme ů gegen i wieder verliehren zu sollen. Man darf sich nur erinnern, wie oft in verschiedenen Ableitungen eines einigen Stammworts alle fünf Vocale und zum Theil wieder ihre Diphthonge einander ablösen, insonderheit wenn e der Stammbuchstabe ist, wie das einzige Beyspiel: ich werfe, ich warf, wårfe ich doch, er wirft,

ich

ich habe geworfen, ein Wurf, ein Würfel zeigt; so wird man bald einsehen, daß es mit gutem Grunde geschieht, nicht Wirfel sondern Würfel zu schreiben, und wie eben so von helfen, er hilft, die Hülfe, von gelten, gilt, gültig, abkömmt, ohne daß man Ursache hat Hilfe und giltig zu schreiben, wie einige neuere Schriftsteller anfangen, aber schwerlich Kenner der Sprache zu Nachfolgern darinnhaben werden. Allem Ansehen nach hat diese Neuerung auch darauf einigen Einfluß gehabt, wenn viele anfangen Wirtenberg, und Wirzburg, zu schreiben, ohne daß auch dazu hinlänglicher Grund vorhanden ist.

Noch schreiben einige wirken und wirklich, andere würken und würklich. Nach obiger Analogie läßt sich aber ziemlich sicher bestimmen, daß aus Werk wirken, und aus diesem wieder würklich, erwachsen ist, daß also wirken und würklich geschrieben werden muß, wie gilt und gültig.

12.

Vom y.

Man hat gestritten, ob unser y vom Lateinischen y und Griechischen υ, oder vom Teutschen

schen i, das man am Ende eines Worts in ein j oder i j verwandelt, herstamme. Ich glaube, beide Meinungen, nur eine jede in gewissen Rücksichten, sind gegründet. Alle Wörter, die mit einem υ aus dem Griechischen ins Lateinische aufgenommen sind, haben hier ein y bekommen, und so sind diese Wörter mit eben diesem y auch Teutsch geworden, als Hypothek, Hypothese u. s. w., wo wir das y auch nicht, wie ein i, sondern wie ů aussprechen. Daneben hat man in ursprünglich Teutschen Wörtern, wo das i ein Endbuchstabe ist, als in bey, zwey, sey, Heucheley, aus dem verlängerten oder auch verdoppelten i ein y gemacht, das hernach auch in Verlängerung solcher Worte, als in Beyfall, entzweyen, seyen, Heucheleyen, geblieben, und nicht ohne allen Nutzen gewesen ist, um manche Ableitung geschwinder kenntlich zu machen, oder auch zwey sonst gleichlautende Worte als seyn esse und sein suus von einander zu unterscheiden.

Wo es ausserdem in der Mitte eines Wortes ehedem von manchen ohne allen Grund und Nutzen gebraucht worden, als in reysen, Kreys u. d. g., oder wo selbst im Griechischen Stammworte kein υ, sondern nur ein ι war, als in Kaiser; da hat man schon seit geraumer Zeit beynahe allgemein das y in ein blosses i verwandelt. Ich glaube, daß dieses auch alsdann mit Grunde geschehen kann, wenn wir in der Aussprache kein

ů

ů mehr hören lassen, sondern nur i sagen, wie nicht leicht jemand Sůlbe, sondern nur Silbe sprechen wird. Daher der entfernten Griechischen Abstammung ungeachtet hier wohl i statt y statt finden kann.

Aber wo wir das y nicht wie i, sondern wie ein ů aussprechen, da wird es doch wohl nie durchdringen, auch Hipothek und Hipothese zu schreiben. Und da also doch einmal dieses y aus dem Griechischen und Lateinischen bey uns naturalisirt ist; so, dächte ich, möchte es auch da, wo es Teutscher Herkunft und mit Nutzen gebraucht ist, nehmlich als Endbuchstabe, oder um gleichlautende Worte, als meynen putare und meinen meum zu unterscheiden, ferner bleiben.

Ganz neuerlich bemerke ich, daß es Schriftsteller gibt, die das Griechische υ in unserer Sprache lieber mit ů als mit y ausdrücken wollen. Dieses würde meines Erachtens, wenn solche Worte unmittelbar aus dem Griechischen zu uns gekommen wären, allerdings seinen guten Grund haben, da unser ů vollkommen hinlänglich gewesen wäre, die Stelle des Griechischen υ zu vertreten. Allein hier tritt wieder die obige Bemerkung ein, daß wir diese ursprünglich Griechischen Wörter nicht gleich aus der ersten Hand, sondern erst aus der Lateinischen Sprache in die unsrige aufgenommen haben. So wenig es Beyfall finden wird, Griechische Wörter, die sich in ος endigen, zu

uns

uns aber mit der Lateinischen Endigung us gekommen sind, oder wo wir das Griechische αι schon in das Lateinische ae verwandelt aufgenommen haben, wieder mit os endigen zu lassen oder in ai zu verwandeln, und also z. B. Pontos, Hesiodos, Aithna, Aithiops zu schreiben; so wenig wird es auch nunmehr Grund haben, Hůpothek und Hůpothese, oder Aigůptier zu schreiben.

13.

Von einigen leicht zu verwechselnden Selbstlautern oder Doppellautern.

Daß denn nam und dann tunc, wie wenn si und wann quando unterschieden werde, hat unstreitig seinen guten Grund, wenn es gleich oft verwechselt wird. Aber zween Männer, zwo Frauen, und zwey Weiber zu unterscheiden hat, wie ich glaube, in der Sprache selbst keinen hinlänglichen Grund. Der erste Anlaß dazu mag wohl nur daher entstanden seyn, weil in einigen Gegenden zwey wie zwee, und von anderen wieder wie zwo, ausgesprochen worden. Es ist aber auch so wenig im Gebrauche befestiget, daß

selbst diejenigen, welche den Unterschied machen wollen, doch, ehe sie sich es selbst versehen, zwo Weiber, zween Frauen, und zwey Männer mit einander verwechseln. Warum sollen wir nicht die Zahl zwey eben so gut, wie drey, bey allen Geschlechtern unverändert brauchen? So haben auch schon andere bemerket, daß von Gold eben so füglich golden und vergolden, als gülden und vergulden herzuleiten sey. Ohne Noth brauchen wir unsere Sprache mit dergleichen bloß willkührlich angenommenen Unterscheidungen nicht zu beschweren.

14.

Vom Decliniren und Conjugiren.

Zur Richtigkeit der Sprache ist die erste Grundlage, daß man nicht im Decliniren oder Conjugiren fehle. Wenn man bedenkt, wie hoch es einem im Lateinischen angerechnet werden würde, wenn man da patrorum statt patrum oder ferabam statt ferebam sprechen oder schreiben wollte; so ist es sonderbar genug, daß man in Teutschen Schriften so häufig ähnliche Fehler gegen unsere eigne Sprache findet. Die meisten sind mit

diesen

diesen ersten Grundsätzen unsrer Sprache nicht bekannt genug. Vielleicht verdienen auch die Grundsätze selbst noch genauer durchgedacht zu werden, als es selbst von denen, die von der Sprache geschrieben haben, geschehen ist. Wenigstens kann man denen, die behaupten, daß Gottsched hierinn noch nicht genug gethan habe, den Beyfall unmöglich versagen.

Im Decliniren muß man zuerst auf den unterschiedenen Gebrauch eines Worts in der einfachen oder mehreren Zahl sehen, da im letztern Fall einige Worte verlängert werden, andere nicht. Von den letztern bleiben einige ganz unverändert, als Adler, Bürger, Diener, Engel, Beutel, Degen, Namen. Andere verändern nur den selbstlautenden Stammbuchstaben, als Väter, Mütter, Töchter, Brüder.

Diejenigen, die in der mehreren Zahl verlängert werden, bekommen, wenn sie ihren Selbstlauter ungeändert behalten, am Ende nur ein en, als Menschen, Frauen, Fluhren, Ohren, Barbaren, oder wenn sie an sich schon zufällige Endbuchstaben haben, nur ein n, als Sonnen, Knaben, Amseln, Austern, Bauern; oder (wenn sie im Genitive der einfachen Zahl sich mit es endigen) nur ein e, als Hunde. Verändern sie aber ihren Selbstlauter, so endigen sie sich mit e oder er, als Hände, Söhne, oder Aemter, Männer.

Diesen zweyfachen Gebrauch eines jeden Wortes in der einfachen oder mehreren Zahl muß man freylich aus dem Gebrauche lernen, wie man in jeder anderen Sprache, die verschiedene Declinationen hat, eben das thun muß. Aber nun kann man auch die übrigen Regeln der Teutschen Declinationen ziemlich kurz und bestimmt fassen. Denn nun sind nicht nur Nominative und Vocative, ingleichen Dative und Ablative bey uns immer einerley; sondern alle Wörter weiblichen Geschlechts bleiben vorerst in der einfachen Zahl immer unverändert, es mag die Mutter, die Frau, die Uhr, die Sonne, die Amsel, die Auster, die Hand, im Nominative, Accusative, oder Vocative, vorkommen, oder von der Mutter, der Frau, der Uhr, der Sonne, der Amsel, der Auster, der Hand im Genitive, Dative oder Ablative die Rede seyn. Nur diejenigen Wörter weiblichen Geschlechts, die sich mit einem e endigen, nehmen alsdann noch ein n am Ende an, wenn sie mit anderen Wörtern verbunden werden, als Sonnenstaub, Erdenwurm; oder wenn unbestimmt ohne Artikel z. B. auf Erden gesprochen wird. Sonst ist es immer unrichtig von der Erden u. s. w., ob es gleich in Gedichten dem Reime zu Gefallen nicht selten vorkömmt.

Was nicht weiblichen Geschlechts ist, sondern den Artikel der oder das vor sich hat, endiget sich im Genitive der einfachen Zahl mit en

oder

en oder s; und zwar mit en alle Masculine, wenn sie in der mehreren Zahl eben diese Endigung haben, als des Menschen, des Barbaren, des Knaben; mit es alle Masculine, die in der mehreren Zahl sich mit e oder er endigen, als des Hundes, des Mannes, und Wörter unbestimmten Geschlechts, sie mögen sich in der mehreren Zahl mit en oder er endigen, als des Ohres, des Amtes; oder endlich bloß mit Zusetzung eines s alle Wörter, die in der mehreren Zahl unverlängert und unverändert bleiben, als des Adlers, Engels, Degens, Namens.

Diese letztere Art Worte bleibt sonst in der einfachen Zahl in allen Fällen unverändert, als den Adler, dem Adler, den Engel, dem Engel u. s. w. Was sich aber im Genitive mit es endiget, endiget sich nur im Dative und Ablative mit e, als dem Hunde, dem Manne, dem Ohre, dem Amte. Im Accusative heißt es wieder wie im Nominative, den Hund, den Mann, das Ohr, das Amt. Wo im Genitive die Endsilbe en ist, da bleibt dieselbe auch im Dative und Accusative, als den Menschen, dem Menschen u. s. w.

Endlich darf man von der mehreren Zahl nur die einzige Regel merken, daß nur im Dative oder Ablative der Endbuchstabe n hinzugefügt wird, wo er im Nominative noch nicht war, als den Adlern, Engeln, Vätern, Hunden, Hän-

 den,

den, Aemtern. Ausserdem bleibt der Nominativ der mehreren Zahl in allen übrigen Fällen unverändert.

Nur mit den Adjectiven wird noch ein Unterschied im Decliniren gehalten, nachdem entweder bestimmt declinirt wird: der grosse Mann, des grossen Mannes, den und dem grossen Mann, und in der mehreren Zahl die und der grossen Männer, und den grossen Männern; oder unbestimmt: ein grosser Mann, eines grossen Mannes, den und dem grossen Manne, und in der mehreren Zahl grosse Männer, grosser Männer und grossen Männern; und so auch mein guter Freund, meine gute Freunde. Eben den Gang geht auch sowohl das weibliche als das unbestimmte Geschlecht, ausser daß da der Accusativ mit dem Nominative auch in der einfachen Zahl immer gleich ist. Und im übrigen bleibt es bey dieser Declination, auch wenn ein Adjectiv als Substantiv gebraucht wird. Da gilt auch die Declination der Wörter weiblichen Geschlechts in der einfachen Zahl die Schöne, der Schönen, ohne der obigen Regel, daß weibliche Substantive sonst in der einfachen Zahl immer unverändert bleiben, dadurch Abbruch zu thun.

Beym Conjugiren darf man nur auf das einzige Kennzeichen Acht haben, ob ein Verbum im Supine mit t oder n endiget, als gesagt oder getragen. Denn darnach alleine richten sich nur

die

die zweyerley Conjugationen unserer Sprache, die sich ausserdem hauptsächlich dadurch unterscheiden, daß das Imperfectum im letzten Falle immer nur einsilbig ist, und den Selbstlauter verändert; im ersten Falle hingegen die Wurzelbuchstaben mit der Endsilbe te verlängert werden. So heißt es, ich habe gesagt, ich sagte; aber ich habe getragen, ich trug.

Von der ersteren Gattung sind nur einige wenige, die den selbstlautenden Stammbuchstaben e oder i im Supine und Imperfecte in a oder auch ei in u, verwandlen, als sende, gesandt, sandte; brenne, gebrannt, brannte; bringe, gebracht, brachte; weiß, gewußt, wußte; wovon auch noch im Conjunctive sändte, brännte, brächte, wüßte, abhänget. Ausserdem behält diese Art Conjugation die Wurzelbuchstaben immer unverändert, und ist daher die einfacheste und leichteste, als ich sage, du sagest, er sagt, u. s. w.

Die andere Gattung vertheilt sich wieder darnach, nachdem sie im Infinitive und Supine einerley Selbstlauter hat, oder nicht. Von jenen darf man nur die Beyspiele schlafen geschlafen, rufen gerufen, tragen getragen, geben gegeben, kommen gekommen, vor Augen haben, die sich wieder darinn unterscheiden, daß das Imperfectum den Selbstlauter des Stammworts endtweder in ein ie, oder in ein u, oder a verwandelt, als ich schlief, ich rief, ich trug, ich

gab, ich kam; und darnach richtet sich wieder das Imperfectum im Conjunctive mit hinzugefügtem e: ich schliefe, ich riefe, ich trüge, ich gäbe, ich käme.

Wie sich die Selbstlauter der Infinitive im Supine verändern, zeigen folgende Beyspiele: finden, gefunden; bergen, geborgen; heben, gehoben; biegen, gebogen. In beiden ersteren nimmt das Imperfectum ein a an, ich fand, ich barg; und im Conjunctive ein å, ich fånde, ich bårge; im beiden letzten ein o und ö, ich hob, ich höbe, ich bog, ich böge.

Wo in der ersten Person der gegenwärtigen Zeit ein i oder ie ist, da bleibt es auch in der zweiten Person unverändert; ich finde, du findest; ich biege, du biegest. Aber das a verändert sich in allen Wörtern, deren Supin sich mit n endiget, in der zweyten und dritten Person der einfachen Zahl in å, und so das o in ö, das u in ů, und das e in i, als ich schlafe, du schlåfst, er schlåft; ich trage, du trågst, er trågt; ich komme, du kömmst, er kömmt; ich rufe, du růfst, er růft; ich gebe, du gibst, er gibt (nicht giebt,); ich berge, du birgst, er birgt.

Nur einige Wörter, in deren Wurzelbuchstaben ein au oder ei vorkömmt, gehen noch ihren eignen Gang; wiewohl sie auch das mit den bisher angeführten Gattungen gemein haben, daß in einigen die Selbstlauter im Infinitive und Supine

pine einerley, in anderen verschieden sind. Von der erstern Art ist z. B. hauen, gehauen, ich hieb; imgleichen heissen, geheissen, ich hieß; von der andern saufen, gesoffen, ich soff; und treiben, getrieben, ich trieb. Nach diesen Beyspielen werden sich leicht alle übrige in Richtigkeit bringen lassen.

Das einzige verdient noch zum Beschluß bemerkt zu werden, daß bey einigen von der zweyten Hauptgattung der Conjugation, deren Supin sich mit einem n endiget, auch mit den Mitlautern eine Veränderung vorgehet, entweder daß doppelte sich in einfache verwandeln, als fallen in fiel, kommen in kam, oder einfache in doppelte, als treten in tritt, nehmen in genommen, sieden in gesotten, schneiden in schnitt, greifen in griff; oder tz in ß, als sitzen in saß und gesessen.

Uebrigens nehmen alle Imperative ohne Unterschied in der mehreren Zahl nach dem Worte, wie es im Indicative in der gegenwärtigen Zeit in der ersten Person heißt, nur noch ein t an, als ich sage, saget; ich handle, handlet; ich falle, fallet; ich rufe, rufet; ich trage, traget; ich gebe, gebet; ich komme, kommet. In der einfachen Zahl des Imperatives ist ein Unterschied nach den beiden Hauptgattungen der Wörter, wie sie im Supine ein t oder n haben. In jenen bleiben alle Buchstaben der ersten Person unverändert, als ich sage, sage; ich handle, han-

dle. In letzteren wird nur das e am Ende weggelassen, als ich falle, fall; ich rufe, ruf; ich trage, trag; ich komme, komm; und in solche die den Wurzelbuchstaben e in der zweyten Person in i verwandeln, geschieht eben das auch im Imperative, als ich gebe, du gibst, gib; ich berge, du birgst, birg; ich nehme, du nimmst, nimm.

Wer sich diese Hauptregeln vom Conjugiren und Decliniren bekannt und geläufig macht; wird unzehligen Fehlern, die sonst nur gar zu häufig gegen unsere Sprache vorfallen, mit leichter Mühe ausweichen können. Wenn aber je eine Gleichförmigkeit in unserer Sprache erhalten werden soll; so ist hier an meisten zu wünschen, daß kein einzelner Theil des Teutschen Gelehrtenstaats, man mag die Eintheilung desselben nach Provinzen oder nach den verschiedenen Theilen der Gelehrsamkeit machen, auf seinem Eigensinne bestehe, um diese oder jene Abweichung im Decliniren oder Conjugiren, welche wenigstens neun zehntel gegen eines für unrichtig halten, nur seiner Provincialsprache oder einem alten Herkommen zu Gefallen nicht aufgeben zu wollen. Wenn der Rechtsgelehrte vertheidigen will, die Klägere zu decliniren, der Niedersachse die Klägers, und der Schwabe er weißt, ich nemme, und ich habe gebetten, zu conjugiren; so wird wenig Hoffnung zur Gleichförmigkeit übrig bleiben. Mag man immer in jedem Lande seine

Art

Art zu sprechen beybehalten; aber im Schreiben, oder gar in Büchern, die für ganz Teutschland als Sprachlehren oder Sprachmuster gelten sollen, muß man nie ausser Acht lassen, daß Hochteutsch in ganz Teutschland einerley seyn soll, und daß die Landessprache eines Kreises gegen neun andere, oder einzelne Abweichungen gegen Ubereinstimmung aller bisherigen classischen Nationalschriftsteller nie den Ausschlag geben können.

15.

Von Aufnahme oder Verteutschung fremder Wörter.

Unsere Sprache ist an sich so reichhaltig und ausdrucksvoll, daß sie weit weniger, als verschiedene andere lebende Sprachen, in die Nothwendigkeit gesetzt wird, fremde Wörter aufzunehmen. Es war nur ein Mangel ihrer Kenntniß und Uebung, oder zum Theil auch nur vielleicht eine aus üblem Geschmacke entstandene Mode, als man bis ums Jahr 1730. hin selten einige Teutsche Zeilen ohne eingemischte Lateinische, Französische oder Italiänische Wörter antraf. Unstreitig war das ein Verdienst, das Wolf und

Gott-

Gottsched sich um Teutschland machten, daß sie ihre Teutsche Schriften ohne weder der Sprache Gewalt anzuthum, noch am Nachdrucke des Ausdrucks etwas abgehen zu lassen, zuerst von solcher buntschäckigen Einmischung fremder Wörter säuberten.

Auf der andern Seite ist zwar unsere Sprache auch nicht so unbiegsam, daß sie nicht auch fremde Wörter sich zu eigen machen könnte; wie insonderheit seit einigen Jahren wieder häufiger als vorher, und insonderheit in der Gelehrtensprache nicht ohne Nutzen geschieht, so fern sich dadurch eine Sache oft bestimmter, kürzer und verständlicher ausdrücken läßt, als es in ursprünglich Teutschen Ausdrücken oder Umschreibungen geschehen würde. Nur einige kleine Verlegenheiten äussern sich hier, worüber das gelehrte Teutschland noch nicht einig ist.

In vorigen Zeiten trug man kein Bedenken fremde Wörter auch mit ihren Declinationen und mit Lateinischen Buchstaben in Teutschen Schriften zu schreiben oder drucken zu lassen. Oder wenn man fremden Wörtern Teutsche Endigungen gab, schrieb man oft ein Wort halb mit Lateinischen, halb mit Teutschen Buchstaben, als remarquiren, Reverentien u. s. w. Da fiel es dann insonderheit bey Französischen Wörtern gleich ins Auge, daß man *Genie*, *Ingenieur*, *Journal*, *Marquis*, *Campement*, *Retranchement*, *Corps*, u. s. w. nicht so lesen durfte, wie man die Buchstaben

g, j, eu, ou, qu, ch, ent, orps nach Teutscher Art aussprechen würde.

Da man aber seit einiger Zeit angefangen hat, alle solche Worte auch mit Teutschen Buchstaben zu schreiben; so sind einige schon darauf verfallen, die Französische Aussprache gleich durch Teutsche Buchstaben bemerklich zu machen, wie das Französische ch allenfalls in das Teutsche sch, und das qu in k, übertragen werden könnte. Allein die Französische Aussprache des *g* vor e und i, und das Französische ent läßt sich nicht füglich mit Teutschen Buchstaben ausdrücken. Also wird es schwerlich Beyfall finden, wenn einige auch Schenie, Schurnal, Campemang, zu schreiben in Vorschlag bringen wollen. Folglich bleibt nichts übrig, als solche Wörter, wo wir sie nicht entrathen können, ferner auf Französische Art zu lesen, wenn wir sie gleich Teutsch schreiben. Nur wenn sich ein Französisches Wort in Teutsche Endbuchstaben einkleiden läßt, da gieng es eher an marche und marcher in Marsch und Marschiren zu verwandlen, als wenn man auch Schikane schreiben wollte.

Eine andere kleine Verlegenheit macht uns das Decliniren fremder Wörter, seitdem wir mit den fremden Buchstaben auch den Gebrauch der fremden Declinationen verlassen haben. So lange man Lateinische Wörter in Teutschen Schriften mit Lateinischen Buchstaben schrieb, trug man auch kein Bedenken, die Lateinischen Declinationen

beyzu-

beyzubehalten, und also nicht nur das collegium, sondern auch des collegii, dem collegio, die collegia, der collegiorum u. s. w. zu schreiben. Jetzt kömmt uns in der mehreren Zahl eine schon naturalisirte Teutsche Endigung in ien zu statten, um Collegien, wie Historien und Capitalien zu decliniren. Aber in der einfachen Zahl wird Historie nicht so wie ein Capital declinirt. Und wie sollen wir nun ein Collegium decliniren? Nach Aehnlichkeit des Worts Alterthum haben einige den Versuch gemacht, des Collegiums zu decliniren. Aber so müßte man auch von dem Collegiume und die Collegiümer sagen, woran sich unser Ohr und Auge schwerlich gewöhnen wird.

Desto rühmlicher ist es, wenn Männer, denen es so wenig an Kenntniß und Ueberlegung als an einem gewissen Ansehen fehlet, nach und nach immer mehrere fremde gegen wohlgewehlte Teutsche Wörter auszutauschen suchen, wie es z. B. Hallern vortrefflich gelang, Observatorium in Sternwarte zu verwandlen, und Büschings Erdbeschreibung gegen das Wort Geographie doch schon ein ziemliches Gleichgewicht gewonnen hat. Hier kann es insonderheit von gutem Nutzen seyn, wenn ursprünglich Teutsche Wörter, die sich schon in älteren Schriften finden, oder nur noch in ein oder anderer Landessprache sich erhalten haben, daraus wieder hergestellt und ins allgemeine Hochteutsche von neu-

em

em aufgenommen werden, sofern es nur ohne Affectation und mit Beyfall geschiehet.

16.

Von eignen Namen der Länder oder Völker.

Eines jeden Landes oder Volkes und so auch jeder Orte oder Personen eigne Namen richtig zu schreiben, verdienet desto grössere Aufmerksamkeit, je mehr hier alles auf willkührlich angenommenen Buchstaben beruhet wo weder allgemeine Vorschriften noch analogische Schlüsse statt finden, und daher leichter Irrungen und Verwechselungen vorgehen, die oft von üblen Folgen seyn können. Auch das ist deswegen ein unsterbliches Verdienst der Büschingischen Erdbeschreibung, daß die Rechtschreibung der darinn vorkommenden Teutschen Städte, Flecken und Dörfer mit ungemeiner Genauigkeit, und, wie ich zum Theil als Augenzeuge hinzufügen kann, mit unglaublicher Mühe berichtiget ist. Daher, wenn je eine Gleichförmigkeit auch darinn zu Stande kommen soll, ein so classisches Buch wohl verdienet vorzüglich in ganz Teutschland zur Richtschnur angenommen zu werden.

Nur einige Vorschläge, die meist den allgemeinen bisherigen Gebrauch wider sich gehabt haben, sind doch nicht durchgedrungen, und werden auch schwerlich in der Folge durchdringen, als Oestreich und Böheim an statt Oesterreich und Böhmen zu schreiben. Daher es vielleicht eben so verdienstvoll seyn würde, wenn ein in diesem Fache so classischer Schriftsteller in künftigen neuen Ausgaben sowohl darinn als in Teutsch statt Deutsch zu schreiben wieder nachgebend zurückkehrte, als es verdienstvoll war, sonst in einem so wichtigen Theile der Gelehrsamkeit eine ganz neue Bahn zu brechen. In einigen Fällen möchte auch wohl schwerlich zu verhüten seyn, daß nicht gewisse allgemeine Veränderungen in der Rechtschreibung auch auf die Namen der Länder und Völker einen Einfluß bekommen sollten, wie z. B. das, was oben vom y vorgekommen ist, auch hier seine Anwendung zu finden scheinet, es nur als Endbuchstaben in Alzey, Corvey, Zweybrücken, aber nicht im Anfange oder in der Mitte beyzubehalten, sondern Isenburg, Krain, Steiermark, Baiern, Mainz u. s. w. zu schreiben. Ob aber Würtenberg von einem Schwäbischen Gau Viorontogau, oder von Virtungern, einem alten Teutschen Volke, herzuleiten, und darum Wirtenberg zu schreiben sey, oder ob wichtigere Gründe da seyn möchten, das bisherige Würzburg in Wirzburg zu verwandlen, daran werden wohl mehrere mit mir zweiflen.

17.

17.

Von grossen oder kleinen Anfangsbuchstaben.

Nach einem ziemlich entschiedenen allgemeinen Gebrauche sind wir bisher gewohnt gewesen, theils alle Substantive, oder auch Adjective und Infinitive, wenn sie wie Substantive gebraucht werden, z. B. die Grossen dieser Welt, das Sprechen, das Stehen, u. s. w., theils aber auch alle eigne Namen mit grossen Anfangsbuchstaben zu schreiben. Wenn gleich ein und andere Schriftsteller es haben versuchen wollen, alles nur mit kleinen Buchstaben zu schreiben, so hat es doch weder Beyfall gefunden, noch verdienet, da es oft seinen guten Nutzen hat, die Substantive auf solche Art gleich bemerklich zu machen. Einige schränken aber den Gebrauch der grossen Anfangsbuchstaben jetzt dergestalt bloß auf Substantive ein, daß sie auch eigne Namen von Ländern oder Personen, wenn sie adjectivisch gebraucht werden, nur mit kleinen Buchstaben anfangen, als das römische Recht, die wolfische Philosophie. Hier verdienet meines Erachtens der bisherige Gebrauch unserer Canzleyen den Vorzug, da man solche eigne Namen, sie mögen substantivisch oder adjectivisch vorkommen, allemal mit grossen Buch-

staben anfängt. Ein englischer Schriftsteller und ein Englischer, wie man sie im Schreiben durch kleine oder grosse Anfangsbuchstaben unterscheidet, sind doch noch ganz verschiedene Begriffe. Oder soll man bloß darum gegen den bisherigen Gebrauch mit einigen Englisch in Engelländisch verwandeln, da man zwar aus Holland und Liefland Holländisch und Liefländisch, aber doch aus Teutschland und Rußland nicht Teutschländisch und Rußländisch macht?

18.

Von zusammengesetzten oder verlängerten Wörtern in der Mitte mit oder ohne s.

Bey den in unserer Sprache häufig vorkommenden zusammengesetzten Wörtern wird die Verbindung eines Worts mit dem andern oft dadurch bewirket, daß das erste im Genitive gesetzt wird, als Reichsgericht, Landesherr, Gerichtshalter, u. s. w. So bekommen solche zusammengesetzte Wörter ein s in der Mitte, oft auch solche, die sonst in der einfachen Zahl nicht declinirt werden, als insonderheit alle diejenigen, so mit der Endigung ion oder tät aus dem Lateinischen entlehnt

lehnt sind, als Commissionsrath, Universitätsgericht. Oder sie bekommen auf ähnliche Art auch ein n in der Mitte, als Knabenspiel, Sonnenstaub. In vielen Fällen bleibt aber auch das erste Wort ganz unverändert, als in Amtmann, Hofrath, Vaterherz, Mutterherz und unzehligen anderen. Ob sich davon bestimmte Regeln ausfündig machen lassen, steht dahin. Bisweilen wird selbst einerley Wort auf verschiedene Art mit anderen verbunden, als Amtsgericht und Amtmann, Mannsstamm und Manngericht. Hier muß also lediglich der Gebrauch den Ausschlag geben. Man darf sich aber nicht wundern, wenn manches Wort zweifelhaft bleibt, wie z. B. bald Volkmenge bald Volksmenge, bald Lehnherr bald Lehnsherr, geschrieben wird.

Nur soviel ist gewiß, daß, wenn ein Wort nicht durch Zusammensetzung mit einem andern, sondern auf andere Art verlängert wird, kein s in der Mitte Platz findet. So läßt sich aus den Beyspielen Strafbarkeit, Mannbarkeit, Fruchtbarkeit und allen ähnlichen Verlängerungen sehr zuverläßig abnehmen, daß man auch Gerichtbarkeit schreiben muß, nicht Gerichtsbarkeit, ob es gleich sehr häufig so gefunden wird, da sich viele von Gerichtszwang und Gerichtsstand hier nur zu einer unrichtigen Analogie verleiten lassen.

19.

Von Fällen, da der Artikel der, die, das, wegbleiben kann.

So wenig unsere Sprache der Artikel der, die, das, entrathen kann, so bleiben solche doch nicht nur alsdann weg, wenn unbestimmt von Sachen (nicht bestimmt von den Sachen) gesprochen wird; sondern es gibt auch sonst noch Fälle, da man die Wahl hat mit oder ohne Artikel zu sprechen und zu schreiben, insonderheit wenn Personen zu Anfang einer Rede genannt werden, als Kaiser Matthias, König Wilhelm, Churfürst Friedrich Wilhelm, Herzog Ernst, Prinz August, Graf Anton, Herr von Seckendorf, Doctor Luther u. s. w., da dann auch ohne Artikel declinirt wird, indem man nur die Endsilbe des letzten Wortes verändert, z. B. König Wilhelms, Graf Antons, Doctor Luthers Sprüchwort; nicht Königs, Grafen, Doctors; oder Doctor Luthern wurde nachgesagt u. s. w. Noch weniger ist dabey zu erinnern, wenn ein Name noch einen adjectivischen Zusatz hat, der mittelst Artikels mit demselben verbunden wird, als Carl der Grosse, Carls des Grossen, Ludewig dem Frommen, oder auch mit Zahlen,

len, Henrich der IV., Ludewig der XIV., wo zwar der Franzose *Henriquatre*, *Louis quatorze*, nicht *Henri le quatriéme*, *Louis le quatorziéme* lieset, und deswegen auch das *le* im Schreiben vor den Zahlen wegläßt. Wir Teutsche sagen aber nicht Henrich vier, Ludewig vierzehn, sondern der vierte, der vierzehnte; darum scheint es auch richtiger zu seyn, daß wir nicht Henrich IV. sondern Henrich der IV. schreiben. Auch Adjective werden oft ohne Artikel, oder vielmehr gewisser massen an statt der Artikel gebraucht, und in der Endsilbe declinirt, als: altem Weine ist es unschädlich mit neuem aufgefüllet zu werden u. s. w. Nur bey weiblichen Namen kann der Artikel nicht so füglich, wie bey männlichen, wegbleiben; man spricht nicht leicht anders, als die Kaiserinn Maria Theresia, die Königinn Anna, u. s. w. Wenn aber in anderen Wörtern weiblichen Geschlechts der Artikel weggelassen wird, so bekommen viele auch in einfacher Zahl eine Declination, die sie sonst nicht hätten, wie es z. B. heißt Gelder der Universität oder Universitäts-Gelder, Decret der Commission oder Commissions-Decret u. s. f.

Nach diesen Bemerkungen hat sich ohne Zweifel auch der Gebrauch Teutscher Aufschriften auf Briefen gerichtet, da insonderheit auf Kaufmannsbriefen vorlängst gewöhnlich war: Herrn Herrn N. N. zu schreiben, ohne weder dem noch an den vorzusetzen, wie nur bey Aufschriften an Frau-

enzimmer nöthig bleibt, da man nicht wohl anders als an die Frau Räthinn N. N. u. s. w. schreiben kann. In jenem Fall läßt sich wenigstens das an den eben sowohl als die Verdoppelung des Worts Herrn erspahren. Und wer nicht etwa die Aufschriften seiner Briefe durch andere machen läßt, und doch viel zu schreiben hat, dem ist diese Spahrsamkeit, je kürzer er mit dieser Schreiberey durchkommen kann, dünkt mich, wohl zu gönnen.

20.

Vom Gebrauche der so genannten Courtoisien in der dritten Person.

Im Canzleyceremoniel ist ein Unterschied, wie einer den andern mit dem Haupttitel, z. B. Durchlauchtigster Fürst, gnädigster Fürst und Herr, oder nur im Contexte einer Schrift und im gewöhnlichen persönlichen Umgange mit der Courtoisie, z. B. Eure (oder mündlich Ihre) hochfürstliche Durchlaucht, anredet. Diejenigen, denen eine von folgenden Courtoisien gebühret, Majestät, Hoheit, Durchlaucht, Gnaden, Eminenz, Excellenz, werden mit diesem Beysatz benannt, wenn auch in dritter Person von ihnen die Rede ist, und zwar entweder Seine Majestät der König, Ihre Majestät die Königinn, u. s. w., oder des Königs Majestät, der Königinn Majestät. Wer

in

in Briefen Hochwohlgebohrner oder Wohlgebohrner angeredet wird, bekömmt zur Courtoisie Eure Hochwohlgebohrne oder Eure Wohlgebohrne, da jene Hauptanrede nur in ein Substantiv verwandelt wird. Wenn also davon in dritter Person Gebrauch gemacht werden soll, so darf es nicht heissen: Der Herr von N. N. Hochwohlgebohren, sondern des Herrn von N. N. Hochwohlgebohrne. So wenig es aber im persönlichen Umgange gewöhnlich ist, jemanden Ihre Hochwohlgebohrne, oder Wohlgebohrne zu nennen; so füglich kann dieser Zusatz auch entrathen werden, wenn jemand, dem weder Excellenz, noch höhere Prädicate gebühren, in der dritten Person genannt wird. Wenigstens in der Aufschrift eines Briefes oder Billets gewinnt sowohl die Kürze als eine edle Simplicität, wenn man sich mit Bemerkung des Hauptcharacters begnügt, z. B. nur Herrn Obersten von N. N., oder Herrn Hofrath N. N. zu schreiben, ohne unsere Aufschriften mit Hoch- oder Wohlgebohren, wie die Italiänischen mit ihrem illustrissimo u. s. w., zu überladen; so wie auch Französische Aufschriften, wo nicht à Son Excellence oder höhere Prädicate statt finden, sich nur mit Monsieur begnügen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pütter, Johann Stephan,

Über die Richtigkeit und Rechtschreibung der Teutschen Sprache einige Bemerkungen

Göttingen 1780

J.pract. 244 d-1/2#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10554587-2
VD18 14949318-001